

unijournal

Aus dem Inhalt

Deutsch oder Englisch?



Wir mailen, chatten und publizieren in Journals – alles immer öfter auf Englisch. Vor allem die Naturwissenschaften sind längst anglifiziert. Wie steht es aber in den Geisteswissenschaften um die Zukunft des Deutschen als Wissenschaftssprache? Dekan Bernd Roeck antwortet. (Seite 3)

Mehr Freiraum erwünscht



Über hundert Studierende folgten der Einladung des Studierendenrates zum «Bologna-Talk» und sagten, wo ihnen der Schuh drückt. Die Universitätsleitung stellt nun Reformkorrekturen in Aussicht. Ziele sind schlankere Bachelorprogramme und Erleichterungen bei der Mobilität. (Seite 5)

Science und etwas Fiction



Wenn Regisseure auf der Leinwand untergegangene Welten auferstehen lassen, ist gehöriges Spektakel garantiert. Auch Christian Klug ermöglicht eindruckliche Zeitreisen: Der Zürcher Paläontologe erforscht nicht nur urzeitliche Lebewesen, er zeichnet sie auch. (Seite 7)

Porträt Ausdauersportler Beat Knechtle ist nichts zu extrem. (Seite 13)

Alumni Sprung ins Berufsleben: Vom Hörsaal in den Stall. (Seite 14)

Letzte Trugen Frauen im antiken Rom keine Vornamen? (Seite 16)

Applaus (Seite 12), Publikationen (Seite 12), Veranstaltungen (Seite 15)



Bild Frank Bröderli

Voller Effort trägt uns Anerkennung ein, also rackern wir uns ab. Stress, ein Lebensgefühl in der Leistungsgesellschaft.

Stosszeiten im Kopf

Stress aktiviert und Stress macht krank. Stress ist ein Thema, auch an der Universität. Warum sind wir gestresst? Was tut sich in der Kampfzone? Eine Besichtigungstour.

Von David Werner

Stress kam durch ein Missverständnis in die Welt. Der Mediziner Hans Selye, österreichischer Immigrant in Amerika, prägte den Begriff Ende der 1940er-Jahre. Korrekterweise hätte er zur Beschreibung des von ihm untersuchten biochemischen Phänomens das Wort «Strain» wählen müssen, denn das bezeichnet die Anstrengung, die wir aufwenden müssen, um mit einer Belastung, dem Stressor, fertig zu werden. Als Selye sich des Irrtums bewusst wurde, war es schon zu spät. Das Wort Stress hatte sich bereits durchgesetzt.

Der Stress machte eine steile Karriere. In den 1970er-Jahren drang der Begriff im Zuge der Popularisierung der Psychologie in die Umgangssprache ein. Inzwischen kommt uns kein Wort mehr leichter über die Lippen, um unsere Befindlichkeit zu kommunizieren. In der Arbeit, in der Freizeit, in der Beziehung – überall sind wir «im Stress». Auch an der Universität.

Doch wie ist Stress eigentlich zu bewerten? Wem schadet er, wem nützt er? Braucht man ihn, um Hervorragendes zu leisten? Oder ist er nur Zeichen von Selbstüberforderung und schlechter Zeiteinteilung? Die Wissenschaft warnt eindringlich vor gesundheitlichen Stressfolgen. Andererseits

macht sich im Arbeitsalltag schon fast verächtlich, wer nicht hin und wieder gestresst ist. Voller Effort trägt uns Anerkennung ein. Also rackern wir uns ab.

Eine Frage der Einstellung

82,6 Prozent der Berufstätigen in der Schweiz fühlen sich laut einer Studie des Staatssekretariats für Wirtschaft (SECO) gestresst, 12 Prozent gaben an, der Stress sei für sie nicht mehr zu bewältigen. «Stress in der Arbeitswelt nimmt tatsächlich zu», beobachtet Wulf Rössler, Sozialpsychiater und Vorsteher des Medizinischen Direktoriums der psychiatrischen Universitätsklinik der UZH. Woran liegt's? An flexibleren Strukturen, unschärfer werdenden Hierarchien, gleitenden Arbeitszeiten. Das schafft Freiheiten, bewirkt aber auch Ruhelosigkeit. Einen einmal errungenen Status hat man nicht mehr auf sicher. Einmal erworbenes Wissen veraltet schnell. Wann Feierabend ist, schreibt keiner mehr vor. Kollektive Rhythmen verlieren ihre Verbindlichkeit. Für die richtige Balance zwischen Anspannung und Entspannung muss jeder auf seine Weise sorgen. Die postindustrielle Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft verlangt einiges an Eigenverantwortung. Das stresst.

Öffentliche Debatten über krankmachenden Stress gab es übrigens schon frü-

her. Patrick Kury, Oberassistent in Bern, zeigt dies in seiner Habilitationsschrift zur Geschichte des Stresses, die demnächst veröffentlicht wird. Was wir heute Burnout nennen, machte schon in den 1950er-Jahren Schlagzeilen. Das Phänomen hiess damals «Managerkrankheit». Der Name ist vielsagend: Man adelte den Erschöpfungszustand, indem man ihn als Krankheit einer tüchtigen Elite bezeichnete.

Stress scheint zum Lebensgefühl der Leistungsgesellschaft zu gehören. Studierende bilden da keine prinzipielle Ausnahme mehr. Ulrich Frischknecht, Leiter der psychologischen Beratungsstelle von UZH und ETH, stellt eine zunehmende Atemlosigkeit bei den Studierenden fest. Daran sind aber nicht unbedingt die Strukturen schuld. Eine Studienzeitbeschränkung gibt es ja in den meisten Fächern nicht. «Viele Studierende glauben, es sich nicht leisten zu können, sich etwas mehr Zeit zu nehmen und vielleicht ein Semester länger zu studieren», so Frischknecht. «Sie steigern sich in einen Stress hinein, der objektiv gar nicht nötig wäre.»

Stress ist eben auch eine Frage der Einstellung. Die kann man nötigenfalls auch ändern. Man muss den Stress dort unter Kontrolle halten, wo er entsteht: im Kopf.

Mehr zum Thema auf den Seiten 8-11.

«Da denke ich gern mit»

Barbara Basting, Kulturjournalistin bei Radio DRS, ist seit Januar neue Universitätsrätin. Sie plädiert für eine Hochschule, die auch für Studierende attraktiv ist, die nicht Spitzenforschende werden möchten.



Bild Roland Gysin

«Schauen, wo der Schuh drückt»: Barbara Basting.

Frau Basting, welches Anforderungsprofil muss eine Universitätsrätin mitbringen?

Dass mich Regierungsrätin Regine Aeppli zur Bewerbung für diese Aufgabe angefragt hat, hängt wohl damit zusammen, dass jemand mit einem geisteswissenschaftlichen Hintergrund und Verankerung in der Kultur gefragt war. Vielleicht auch jemand, der weiss, wie die Medien funktionieren. Jemand, der nicht unbedingt wirtschaftsnah ist. Jemand, der ein Verständnis für die Universität mitbringt – jenseits vom linearen Input-Output-Denken.

Was reizt Sie an Ihrer neuen Aufgabe?

Ich habe mich beworben, weil Bildung und Ausbildung zu den wichtigsten und verantwortungsvollsten Aufgaben unserer Gesellschaft zählen. Hier werden die Fundamente für die Zukunft unseres Gemeinwesens gelegt, und da denke ich gerne mit.

Wie werden Sie sich einbringen?

Ich werde den Kontakt zu den Fakultäten suchen und möchte möglichst viele Leute und ihre Anliegen kennenlernen. Von meiner journalistischen Tätigkeit her hatte ich bis anhin vor allem den Kontakt zu Professorinnen und Professoren. Ich werde mich bemühen herauszufinden, wo der Schuh drückt, etwa bei Berufungen, bei der Umsetzung von Bologna oder bei der Nachwuchsförderung.

Was sagen Sie zum Vorwurf, der Universitätsrat sei zu weit weg vom Tagesgeschäft und kaum in der Lage, die komplexen Sachverhalte angemessen zu beurteilen?

Es ist klar: Bevor die Geschäfte, etwa Berufungen, im Universitätsrat ankommen, sind sie quasi wasserdicht gemacht. Die Fakultäten haben ein Interesse daran, dass ihre Anliegen durchkommen. Anhand der Unterlagen, die einem im Voraus zugestellt werden, lässt sich aber trotzdem feststellen, ob ein Geschäft problematische Seiten hat oder nicht. Man muss ein Sensorium für Widersprüche entwickeln und nachhaken können, wenn etwas unklar ist. Ein Verwaltungsrat muss nicht jedes Detail kennen. Vielmehr muss er die Geschäfte auf ihre Konformität mit dem Universitätsgesetz oder mit den vom Universitätsrat festgelegten strategischen Zielen hin überprüfen.

Der Universitätsrat

Der siebenköpfige Universitätsrat ist das oberste Organ der Universität. Er ist unter anderem zuständig für die Verabschiedung des Entwicklungs- und Finanzplanes der Universität, die Wahl des Rektors und der Professoren oder den Erlass von Prüfungsverordnungen. Ein Universitätsrat erhält für seine Arbeit eine Jahrespauschale von 25 000 Franken.

Universitäten bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Spitzenforschung und Breitenbildung. Wobin soll die Reise der UZH gehen?

Genau diese strategische Weichenstellung ist eine zentrale Aufgabe des gesamten Gremiums. Für mich ist klar, dass Universitäten zunehmend einem internationalen Wettbewerb ausgesetzt sind. Gleichzeitig ist die Universität auch eine Ausbildungsstätte für Studierende, die nicht Spitzenforschende werden möchten. Und das soll meiner Ansicht nach auch so bleiben.

Die SVP der Stadt Zürich sagt, es gebe zu viele deutsche Professoren an der UZH. Ein Thema für Sie?

Nein. Diese populistische Polemik ist sehr destruktiv, sie schadet dem international guten Ansehen der Universität Zürich.

Die Bologna-Reform macht Studierende zu Kopfnickern. Gefragt sind primär Auswendiglern und nicht eigene Denkleistungen. Richtig oder falsch?

Bologna ist ein Korsett, das der vor allem in den Geisteswissenschaften wichtigen Idee von Freiräumen widerspricht. Auf der Strecke bleiben Veranstaltungen und Aktivitäten, die nicht zwingend und unmittelbar in Punkte überführbar sind. Offenbar ist es für die meisten Studierenden wichtig, in möglichst kurzer Zeit einen konfektionierten Abschluss zu machen. Die Frage ist, was macht die Universität für die Anderen, die sich ein eigenes Menü zusammenstellen wollen. Da besteht Nachholbedarf.

Sollen die Studiengebühren erhöht werden?

Eine Diskussion über Studiengebühren muss erlaubt sein. Aber sie darf nicht dazu dienen, finanziell Schwächere auszuschliessen. Bildung ist nicht gratis, aber man sollte nicht am falschen Ort abkassieren.

Roland Gysin, Leiter Publishing UZH

Einsame Spitze

Wer im deutschsprachigen Europa Volkswirtschaftslehre studieren möchte, fährt mit der UZH am besten. Das geht aus dem aktuellen Ranking des deutschen «Handelsblatts» hervor. Die UZH führt die Rangliste mit 73 Gesamtpunkten an und liegt vor den Universitäten Mannheim (69) und Bonn (58). Die Rangliste des «forschungsstärksten Professors» führt Ernst Fehr an, Professor für Volkswirtschaftslehre mit Schwerpunkten Sozialpolitik, Arbeitsmarkt- und Verteilungstheorie an der UZH. Und auch in der «ewigen Bestenliste» der 250 besten Ökonomen des deutschsprachigen Raums steht ein UZH-Professor zuoberst auf dem Podest. Es ist Bruno S. Frey, emeritierter Professor für theoretische und praktische Sozialökonomie.

Gute Presse

Die «Zürcher Studierendenzeitung», kurz ZS, hat beim Campus Presse Award 2009 den dritten Platz gewonnen. Besser war nur noch das Magazin der Uni Hamburg namens «Injektion» sowie das «Eigenart» der Berliner Universität der Künste. 42 Publikationen von Studierendenredaktionen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz waren eingegangen. Der Campus Presse Award ist eine Initiative des deutschen Medienfachverlags Rommerskirchen GmbH & Co KG und wird jährlich verliehen.

Für immer jung

Die Senioren-Universität Zürich ist seit ihrem Bestehen ein Erfolgsmodell. Nun feiert sie ihr 25-jähriges Bestehen. Aktuell zählt sie rund 2400 Mitglieder, Tendenz steigend. Rund 50 Vortragsveranstaltungen werden im Jahr geboten, durchschnittlich werden Sie von 400 Personen besucht. Die Mitglieder profitieren von einem Angebot, das die ganze wissenschaftliche Breite des Hochschulstandorts Zürich abdeckt.

Talente gefördert

Der Schweizerische Nationalfonds hat dieses Jahr insgesamt 44 Förderungsprofessuren an junge Forschende vergeben, die sich durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen und einen vielversprechenden Projektantrag auszeichnen. Eine Forscherin und sieben Forscher haben die UZH als Gastinstitution gewählt. Es sind dies:

- Philippe Tobler (Institut für Empirische Wirtschaftsforschung)
- Onur Boyman (Dermatologische Klinik, Allergologie, Dermato-Onkologie und Venerologie)
- Ian Frew (Physiologisches Institut)
- Jan Krutzfeldt (Klinik für Endokrinologie, Diabetologie und Klinische Ernährung)
- Mickael Lesurtel (Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie)
- Urs Maurer (Psychologisches Institut)
- Stefano Pozzorini (Theoretische Physik)
- Barbara Tschirren (Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften)

Das Uniding, Folge 24: Der Mittagstein

Mit dem Schatten Karussell fahren



Bild Frank Bröderli

Der Frühling ist da. Man merkt es daran, dass die Frisbee-Spieler den himmelblauen Georg Büchner Platz auf dem Irchel-Campus wieder in Besitz nehmen. Der abgesenkte Hof gleich daneben ist beliebt für Rauchpausen. Hier steht seit 1995 eine 17 Meter hohe Stele des Künstlers Gottfried Honegger. Wer gut sucht, kann auf dem Platz auch den Mittagstein entdecken. Der kleine, in Metall gefasste Marmorquader sitzt zwischen den Pflastersteinen wie eine Plombe im Gebiss.

Er markiert einen Punkt, von dem aus gesehen die Sonne hinter Honeggers Kunstobjekt genau dann verschwindet, wenn sie in ihrem Lauf den höchsten Stand erreicht hat. Einfacher gesagt: Trifft der Schatten den Mittagstein, muss Mittag sein.

Christof Hugentobler, langjähriger Mitarbeiter am Zoologischen Institut, hat den Mittagstein am exakt berechneten Ort platziert – und damit keck den ganzen Platz zur Sonnenuhr umfunktioniert. Die gelbe

Stahlsäule spielt dabei die Rolle des Polstabs. Schaut man eine Weile genau hin, sieht man den Stelenschatten wandern. Erstaunlich, wie schnell er über das Pflaster streift. Und plötzlich macht man eine kosmische Erfahrung: Man realisiert, von leichtem Schwindel ergriffen, dass nicht der Schatten, sondern der Planet, auf dem man steht, sich dreht.

Wissenswertes über den Mittagstein ist unter www.mittagstein.ch zu erfahren.

David Werner

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 2, 29. März 2010 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal, Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Leiter Publishing: Roland Gysin • Layout: Frank Bröderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 500 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: KRETZ AG, Zürichsee Zeitschriftenverlag, Seestrasse 86, 8712 Stäfa, Tel. 044 928 56 11, Fax: 044 928 56 00, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: <http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html>

Publish in English or Perish?

In den Naturwissenschaften führt kein Weg am Englischen vorbei. Wie steht es aber um die Zukunft des Deutschen in den Geisteswissenschaften? Dekan Bernd Roeck antwortet.



Bild: Frank Bröderli

Bernd Roeck: «Vieles ist nicht so interessant, dass es die ganze Welt lesen muss.»

Von Sascha Renner

Längst haben wir uns daran gewöhnt: Wir schreiben Papers, beziehen die Fachliteratur aus Journals und chatten oder mailen mit Kollegen verschiedener Nationalitäten – natürlich auf Englisch. Ohne Englisch ist keine Wissenschaft mehr zu machen.

In den Naturwissenschaften ist das Englische faktisch weltweit die Kommunikationsnorm. Auch im Bereich der Geisteswissenschaften weist der Trend in Richtung grenzüberschreitender Kooperation. Der Preis der Einheit kann der Verlust des Deutschen als Wissenschaftssprache sein – weshalb die Anglizierung vor allem in den Geisteswissenschaften kritisch gesehen wird. So hielt die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften an ihrer Herbsttagung ein Plädoyer für die Mehrsprachigkeit: Der Verlust des Deutschen sei ein kognitiver und kultureller Verlust. Denn Denkstile und Wissenschaftstraditionen seien an Sprache gebunden. Die Debatte findet auch im Feuilleton statt. So war in der NZZ kürzlich eine engagierte Stellungnahme für Englisch als Lingua franca zu lesen. Wer etwas zu sagen habe, könne dies ohne Verluste auch auf Englisch tun, so der Autor.

Ist Deutsch als Wissenschaftssprache unter Druck, und wenn ja, wäre sein Verschwinden zugunsten der Verkehrssprache Englisch ein Verlust? Bernd Roeck, Historiker, Dekan der Philosophischen Fakultät und deutscher Muttersprachler, antwortet.

Herr Roeck, wie präsent ist Englisch in Ihrem Alltag?

Nicht sehr präsent. Ab und zu führe ich ein Telefonat mit englischsprachigen Kollegen, oder ich reise für einen Vortrag in Länder, wo man nur mit Englisch weiterkommt.

Drücken Sie sich in Englisch ebenso gewandt aus wie in Ihrer Muttersprache Deutsch?

Nein, das kann ich nicht. Ich habe nie im englischsprachigen Raum gelebt. Aber ich kann mich in meinem Fach ausreichend gut ausdrücken. Eine Sprache kann man jedoch erst dann gut, wenn man weiss, was das Wort Wäscheklammer oder Kotflügel heisst. Da müsste ich sehr schnell kapitulieren.

Englisch wird als Wissenschaftssprache auch in den Geisteswissenschaften wichtiger. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Nachvollziehbar und sinnvoll, weil man dadurch tatsächlich eine Scientific Community wird. Wir brauchen eine Lingua franca, denn wir reden ja nicht nur Englisch mit Kollegen aus der englischsprachigen Welt, sondern auch mit Kollegen aus China oder Osteuropa. Ein Austausch wäre unmöglich, wenn es nicht diese Brücke gäbe, die das Englische darstellt. Wenn ich eine Fachdiskussion auf Englisch führen muss, kann ich zwar nicht so differenziert argumentieren wie in meiner Muttersprache. Das spricht aber nicht gegen die Sache als solche. Es ist besser, die Diskussion mit Mängeln zu führen, als sie gar nicht zu führen.

Humboldt sagte: Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Sind mit Sprachen unterschiedliche Denkstile verbunden?

Ich bin überzeugt, dass es unterschiedliche Denkstile gibt. Wenn man in Frankreich, Italien oder Amerika Tagungen besucht, stellt man fest, dass sie ganz unterschiedlich verlaufen. Das hat jedoch nicht primär mit der Sprache zu tun, sondern mit verschiedenen intellektuellen Kulturen.

Die gedankliche Vielfalt schwindet also nicht, wenn die sprachliche Vielfalt schwindet?

Indirekt kommt es vielleicht sogar zu einer Bereicherung. Wenn ich Vorträge auf Englisch halte, muss ich sie vorher übersetzen. Ich reflektiere dabei das eigene Denken. Beim Wiederdenken kann es auch zu veränderten Argumentationsgängen kommen. Das Übersetzen ist kein Verlust, wenn man es ernsthaft betreibt. Das ursprüngliche Werk muss dabei nicht verloren gehen. Die Umsetzung ist jedoch ein Problem.

Inwiefern?

Es gibt wenige Möglichkeiten, Übersetzungen zu finanzieren. Man wundert sich, wie gering die Auflagen sind, mit denen Verlage kalkulieren können, wenn Sie etwa auf den amerikanischen Markt mit einem hierzulande interessanten Buchthema gehen. Das bedeutet, dass Übersetzungen für einen Verlag kaum wirtschaftlich sind.

Sind deutschsprachige Wissenschaftler systematisch benachteiligt, weil sie den Umweg über die Übersetzung machen müssen, um global wahrgenommen zu werden?

Nein. Wir haben eine reiche, wunderbare Muttersprache, das Deutsche, und ich pflege sie gerne und viel. Deutsch hat gerade noch

die kritische Grösse, um als Wissenschaftssprache neben dem Englischen zu bestehen. Lebt man aber beispielsweise in Polen, ist es klar, dass die Kollegen dort auf Französisch oder Englisch publizieren, weil in der Welt nicht viele Leute Polnisch sprechen.

Wie umgrenzen Sie den geografischen Echo-raum, in dem deutschsprachige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehört werden?

Primär arbeiten wir in den Geisteswissenschaften im eigenen Sprachraum, in der eigenen Kultur. Aber es gibt darum herum eine Vielfalt von weiteren Lektüren und Bezügen; meine Bücher wurden auch ins Koreanische, Japanische und Englische übersetzt. Aber der wirkliche Austausch ist auf die deutsch-europäische Situation zentriert.

Die Konsequenz daraus könnte sein, nur noch auf Englisch zu publizieren.

Nicht unbedingt. Zum einen ist vieles nicht so interessant, dass es die ganze Welt lesen muss. Die Basis grosser, modellhafter Entwürfe ist oft Lokalforschung, die nicht für eine globale Wissenschaftsgemeinde relevant ist. Es gibt Forschung, die will nur Baustein sein für die grössere Synthese. Zum ändern kann man nun einmal in seiner Muttersprache Dinge nuancenreicher ausdrücken. Ich möchte mich nicht zwingen lassen, auf Englisch radebrechen zu müssen. Ich gebe Ihnen aber in dem Punkt recht, dass es wünschenswert wäre, mehr in der Lingua franca zu publizieren – ohne aber darüber seine eigene Sprache aufzugeben.

Welchen grundsätzlichen Stellenwert hat die Sprache in den Naturwissenschaften im Vergleich zu den Geisteswissenschaften?

In den Naturwissenschaften ist Sprache eher ein Darstellungsinstrument von Ergebnissen. Die Texte haben oft mehrere Autoren, sie sind stärker kodifiziert, es gibt ein Set an Termini technici, vieles lässt sich grafisch darstellen. In den Geisteswissenschaften hingegen ist Sprache das primäre Arbeitsinstrument, und es gibt einen alten Streit, inwieweit Geisteswissenschaften Wissenschaft sind und inwieweit Literatur. Es gibt jedenfalls gute Forschung, die einen literarischen Anspruch hat.

Welchen Wert hat denn «schönes» Schreiben?

Als Wissenschaftler ist mir das Ergebnis wichtig und die Stringenz der Argumentation. Die Frage der stilistischen Eigenheiten, der Färbungen und Nuancen, die man nur in der Muttersprache einbringen kann, betrifft die Literatur, aber sehr zweitrangig die Wissenschaft. Dennoch gebe ich zu, dass ich mich sehr darum bemühe, «schön» zu schreiben. Ich bin überzeugt, dass es gerade in den Geisteswissenschaften viele Fächer gibt, die ein grosses Publikum erreichen könnten, wenn sie sich ohne das Imponiergehabe des Fachjargons verständlich machten.

Gibt es eine offizielle Sprachenregelung an der UZH in Bezug auf das Englische?

Bisher nicht. Was aber nicht heisst, dass wir sie nicht diskutieren könnten.

Einigen naturwissenschaftlichen Masterstudiengängen werden an der UZH ausschliesslich auf Englisch angeboten. Ist das auch für die Geisteswissenschaften zu erwarten?

Nein, das ist kein dringliches Thema. Ich fände es kurios, wenn man in einem Kreis von grossmehrheitlich deutschsprachigen Studierenden englisch sprechen würde.

À propos

Andreas Fischer
Rektor



Freier Ideenaustausch

Die Aula ist nicht der grösste, aber mit Sicherheit der schönste und repräsentativste Hörsaal des Kollegengebäudes. Sie wird für normale Lehrveranstaltungen gebraucht, bietet aber auch den festlichen Rahmen für Antritts- und Abschiedsvorlesungen, für akademische Abschlussfeiern und besondere Gastvorlesungen.

Der bisher wohl berühmteste Gastreferent ist Winston Churchill, der am 19. September 1946 seine berühmte Rede «an die akademische Jugend» hielt, in der er die Notwendigkeit einer europäischen Einigung betonte und – weitsichtig, wie er war – darauf hinwies, dass der erste Schritt auf diesem Weg ein Zusammengehen von Frankreich und Deutschland sein müsse.

Churchills Auftritt ist durch eine Gedenktafel in der Aula selbst verewigt. Auf ihn verweisen auch viele der prominenten Gastreferentinnen und -referenten, die das Programm der Universität jedes Semester bereichern. Als Ersatz für die Aula bietet sich der moderne, auf eine andere Art festliche Hörsaal KOH B10 an: Er ist grösser als die Aula und entspricht höheren sicherheitstechnischen Anforderungen.

Eine willkürliche Auswahl von Gästen, deren Ansprachen ich selbst in den vergangenen paar Semestern hörte, zeigt die Breite des Spektrums. So sprachen zum Beispiel die Bundesrätinnen Michelin Calmy-Rey und Doris Leuthard. Es sprach Kofi Annan, ehemaliger Generalsekretär der Vereinten Nationen (eingeladen vom Executive MBA) und es sprach Wiktor Juschtschenko, damals Staatspräsident der Ukraine (eingeladen vom Europa Institut an der Universität Zürich).

Auf Einladung des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung sprachen Ulrich Tilgner, Iran- und Irak-Korrespondent des Schweizer Fernsehens, und Romano Prodi, ehemaliger Ministerpräsident Italiens und ehemaliger Präsident der Europäischen Union. Und es sprach Carl Djerassi, Professor für Chemie an der Stanford University und Erfinder der Pille. Er wurde von der Medizinischen Fakultät im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums der Universität Zürich eingeladen.

Die meisten dieser Vorträge waren öffentlich und wurden, wenn der Andrang gross war, in andere Hörsäle übertragen. Immer gab es auch die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Fragen dürfen kritisch sein: Peter Brabeck-Lemathe, Präsident des Verwaltungsrats von Nestlé, parierte zum Teil heftige Voten im Zusammenhang mit dem Handel mit Wasser.

Dass Fragen gestellt werden können, setzt voraus, dass die Vorträge überhaupt stattfinden: Ich bedaure, dass auch schon eingeladene Referenten durch Demonstrationen und Proteste am Reden gehindert worden sind. Zum «Kerngeschäft» der Universität – so meine ich – gehört die offene Auseinandersetzung mit Ideen, egal wie bequem oder unbequem sie sind.

Andreas Fischer, Rektor

«Auch Wandtafeln sind gute Medien»

Das Powerpoint-Programm hat keinen besonders guten Ruf. Es zerstört die Kunst der Rede, wird kritisiert. Markus Weil von der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik rät zum massvollen Einsatz des Programms: «Nur keine Monokultur!»

Interview Markus Binder

Herr Weil, die Kritik an Powerpoint ist in den letzten Jahren leiser geworden. Haben wir uns einfach daran gewöhnt?

Ja, das Programm ist in der Tat omnipräsent. Es ist aber auch weiterentwickelt worden und wird häufig auch besser verwendet.

Sie führen an der Universität Hospitationen durch und unterrichten Kurse in Frontalunterricht. Wie verbreitet ist Powerpoint an der Universität?

Es ist sehr weit verbreitet, es gehört quasi zum guten Stil. Es gibt nur wenige grosse Vorlesungen, die ohne Powerpoint auskommen. Auch Studierende wählen für ihre Referate häufig diese Vortragsform. Gerade für grosse Gruppen ist die Beamerprojektion ja auch sehr geeignet. Und wer den Beamer benutzt, der benutzt sehr häufig auch Powerpoint.

Ist das nicht problematisch?

Mit Powerpoint besteht die Gefahr einer didaktischen Monokultur, egal welcher Inhalt transportiert werden soll. Wer etwas anderes benutzen will, einen Hellraumprojektor zum Beispiel, wird unter Umständen schräg angeschaut.

Einer der Sparvorschläge der Schweizer Armee betrifft gerade die Abschaffung des Hellraumprojektors. Wäre das auch an der Universität möglich?

Natürlich ist der Hellraumprojektor nicht zwingend, aber er hat auch Vorteile. Man muss nur einen Knopf drücken und auf die Folie zeichnen. Zudem erlaubt er einen

schnellen Medienwechsel. In Jus können zum Beispiel beide Geräte gleichzeitig zum Einsatz kommen: Mit dem Beamer wird ein Fall präsentiert, gleichzeitig wird auf dem Hellraumprojektor die Lösung erarbeitet. Das scheint mir sehr sinnvoll.

Kann der Beamer den Hellraumprojektor ersetzen?

Nein, die Alternative wäre der Tablet-PC. Er erlaubt, direkt auf eine Powerpoint-Folie zu schreiben und diese zu projizieren. Das geht mit dem Beamer allein nicht. Das aber würde bedeuten, dass die Dozierenden solche Tablet-PCs zur Verfügung haben und auch zu benutzen wissen. Die Hemmschwelle ist hier sicherlich einiges höher als beim Hellraumprojektor.

Und die Wandtafel, ist sie nicht obsolet geworden mit Powerpoint und Beamer?

Nein, viele wären sehr unglücklich über die Abschaffung der Wandtafel. In den Naturwissenschaften hat sie eine grosse Tradition. Um eine Logik zu entwickeln, etwa in der Mathematik, ist die Wandtafel ein sehr gutes Medium.

Sie haben kürzlich in einem Artikel die Kritik an Powerpoint zusammengefasst. Am schwersten wiegt die Reduktion des Denkens auf Aufzählungszeichen oder Bulletpoints.

Das ist tatsächlich ein grosses Problem. Die erste Formatvorlage, die das Programm vorgibt, ist ein Titel mit einer Aufzählung. So werden die Dozierenden zum Aufzählen verleitet. Die Präsentation in der Lehre muss sich aber an den Zielen einer Lerneinheit orientieren, nicht wie man sie am besten auf 10 Folien mit jeweils 5 Punkten bringt.

Gehört denn Powerpoint an eine Universität, wenn es als Programm so stark zur Reduktion anleitet?

An einer Universität soll die Innovation gefördert und Wissen kritisch reflektiert werden. Dazu bieten Powerpoint-Folien mit Listen häufig keinen Raum. Es ist aber wie bei allen Medien und Programmen: Man muss sie richtig nutzen. Man kann Powerpoint sehr gut in universitären Veranstaltungen einsetzen. Auch Reduktion an sich ist nichts Schlechtes, im Gegenteil: Ich muss in der Lehre reduzieren, etwas auf den Punkt bringen können.

Ein zweites Problem ist, dass die Präsentation häufig auch das Handout ist. Müsstest du das aber nicht zwei verschiedene Dinge sein?

Auf jeden Fall. Die Präsentation ist aber zum Handout geworden, weil die Folien an den meisten Vorträgen ganz selbstverständlich ausgeteilt werden und weil die Studierenden manchmal auch lautstark danach verlangen. Das Problem ist erstens, dass Folien nicht selbsterklärend sind. Das löst man nur, indem man gute Handouts produziert. Zweitens führen die vorab ausgeteilten Folien dazu, dass die Zuhörer vorne und auf dem Blatt dasselbe sehen. Wenn ich aber etwas präsentiere, dann sollte die Aufmerksamkeit ganz bei mir sein.

Sie verlangen nun aber von den Dozierenden doppelte Arbeit: eine gute Powerpoint-Präsentation und ein gutes Handout.

Das ist aber nur, was man von jedem guten studentischen Referat auch verlangt, oder? Zudem ist ja nicht beides verpflichtend. Ich kann nur ein Handout machen, oder nur Powerpoint-Folien. Oder keines von beidem,

auch die freie Rede hat ihren Platz. Wichtig ist, dass die Form dem Ziel der Unterrichtseinheit angepasst ist.

Täusche ich mich oder haben Animationen, Schriftenswirrwarr und Farbigkeit in den Präsentationen abgenommen?

Diesen Eindruck habe ich auch. Animationen erwecken beim Zuhörer eher den Eindruck, der Dozent müsse mit Technik inhaltliche Mängel überdecken.

Der gute Umgang mit Powerpoint ist also sehr wichtig. Weshalb führt die Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik nicht einen Powerpoint-Kurs durch?

Powerpoint ist kein hochschuldidaktisches Handlungsfeld, Frontalunterricht mit all seinen Möglichkeiten und Beschränkungen aber schon. Deshalb ist Powerpoint im Kurs über den Frontalunterricht durchaus ein Thema, zusammen mit anderen Medien.

Wie sieht die Zukunft von Powerpoint aus?

Ich sehe eine Minderheit, die den technischen Hype mitmachen und beispielsweise filmartige Animationen verwenden wird. Die grosse Mehrheit wird in der Lehre die angestammten Medien benutzen, sprich Wandtafel, Hellraumprojektor, Flipchart und eben auch Powerpoint und Beamer.

Markus Weil ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik der Universität Zürich. Er ist Lehrbeauftragter am Institut für Gymnasial- und Berufspädagogik und unter anderem zuständig für das Thema Frontalunterricht.

Markus Binder ist Journalist.

uniKnigge Die Beratungsecke

Wie führt man Mitarbeitendengespräche?

Im universitären Alltag lauern viele Fallstricke und Fettnäpfchen. Angehörige der Universität geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Diesmal Martin Brogli, Leiter der Personalabteilung der Universität Zürich, zum Thema: **Wie schaffen Vorgesetzte in Mitarbeitendengesprächen eine konstruktive Atmosphäre?**

«Eine gute Atmosphäre zu schaffen ist in jedem Gespräch wichtig. Speziell in einem Mitarbeitendengespräch, wo Leistungen und Verhalten angesprochen und beurteilt werden. Dies beginnt bereits im Vorfeld. Das Mitarbeitendengespräch sollte rechtzeitig ankündigt und nicht verschoben werden. Vorgesetzte müssen sich dafür Zeit nehmen, das heisst, sie sollten mindestens eine Stunde einplanen.

Und die Atmosphäre im Gespräch? Mein Weg: Der Einstieg beginnt mit der Kontaktaufnahme. Persönliche Begrüssung, Platz anbieten, Small Talk und somit die Spannung abbauen. Sichtbare Anspannung des Mitarbeitenden spreche ich direkt an. Ich erkläre das Gesprächsziel, den Zeitrahmen und den Ablauf. Mitarbeitende sollten das Gespräch nicht als mühsame

Martin Brogli,
Leiter der Personalabteilung der
Universität Zürich



Pflichtübung, sondern als Austausch in einer fruchtbaren Arbeitsbeziehung erleben. Im Gespräch leuchte ich die Stärken und die Schwächen des Mitarbeitenden aus, untermale und begründe dies mit einigen konkreten Beispielen.

Die Beurteilungskriterien und das Rating erfolgen anhand des vorgehenden universitären MAB-Formulars. Meine Beurteilung und die Beurteilung anderer Vorgesetzter wird nie objektiv, sondern kann nur subjektiv sein. Sie sollte aber differenziert und klar sein. Ich muss aufzeigen, was ich anders will, wo ich unterstützen kann.

Im Gespräch werden zudem die Unterschiede zwischen Eigenbild und Fremdbild aufgezeigt. Dass alle Merkmale in Bezug zur Leistung und zum Verhalten vorzüglich sein können, ist eine Ausnahme. Im Wesentlichen gehe ich die Fragen an: Wo stehen wir? Wie gehen wir miteinander um? Wohin wollen wir? Was vereinbaren wir für die zukünftige Zusammenarbeit? Eine intensive Auseinandersetzung in guter Arbeitsatmosphäre ist im MAB-Gespräch durchaus möglich.

Am Schluss prüfe ich: Wie geht es dir nach unserem Gespräch? Und ich frage mich: Wie geht es mir?»

Fragendomino

Was Sie schon immer wissen wollten

Gibt es eine globale Solidarität?

Jörg Rössel, Ordentlicher Professor für Soziologie, gibt die Domino-Frage weiter an Benedikt Korf, Assistenzprofessor für Humangeografie: «Sie beschäftigen sich mit Spenden für die Opfer von Naturkatastrophen. Kann man hier eine Transnationalisierung feststellen?»

Benedikt Korf antwortet:

«Lieber Herr Rössel, erst kürzlich wieder, nach dem erschütternden Erdbeben in Haiti, konnten wir eine globale Spendenwelle beobachten, um den notleidenden Opfern zu helfen. Globalisierungstheoretiker sehen in diesen Praktiken globaler Solidarität ein Zeichen für die raum-zeitliche Auflösung der Distanz. Wenige Tage nachdem ein Tsunami im indischen Ozean am 26. Dezember 2004 ungläubliche Zerstörungen angerichtet hatte, schrieb Ulrich Beck in der Neuen Zürcher Zeitung: «Jeder weiss: Das Gesicht der Tragödie könnte mein eigenes sein». Aus diesem Gefühl, so Beck, entstehe transnationale Solidarität in der Weltrisikogesellschaft.

Diese transnationale Solidarität ist jedoch medial inszeniert – und eine erratische zudem. Nur manche Naturkatastro-



Benedikt Korf
und Jörg Rössel

phen erhalten weltweite Aufmerksamkeit und Spenden, andere hingegen kaum. Die potenziellen Spenderinnen und Spender lassen sich dabei von den Launen ihres Mitleids leiten. Sie entscheiden, wo und wem sie helfen wollen und in welcher Form.

Die Natur kann Zerstörungen anrichten, aber sie demütigt nicht. Mitleid kann demütigen. Die Transnationalisierung der Spendenbereitschaft lebt von der bildreichen Inszenierung des hilflosen Opfers – und des grosszügigen Spenders. Solche Bilder symbolisieren die sozialräumliche Distanz zwischen «erster» und «dritter» Welt, die Ulrich Beck schon überwunden glaubt. Dies ist das Paradox der moralischen Geografie des Spendenverhaltens.»

Benedikt Korf richtet die Domino-Frage an Matthias Mahlmann, Ausserordentlicher Professor für Rechtstheorie, Rechtssoziologie und internationales öffentliches Recht: «Müssen wir unser Alltagsbild vom freien Willen aufgrund der neuwissenschaftlichen Forschung revidieren, und was bedeutet dies für unsere Vorstellungen von Moral?»

Mehr Freiräume erwünscht

Rund hundert Studierende folgten Ende Februar der Einladung des Studierendenrats zum «Bologna-Talk» und sagten, wo ihnen der Schuh drückt. Auch Prorektor Jarren und Verantwortliche fast aller Fakultäten nahmen am Anlass teil.



Fakultätsverantwortliche nehmen die Anliegen der Studierenden entgegen.



StuRa-Präsidentin Gwendolyn Marx moderierte den Bologna-Talk souverän.

Von David Werner

Die Studierenden, die sich am 24. Februar im grossen Hörsaal 180 zum Bologna-Talk einfanden, hatten sich offenkundig gut vorbereitet. In präzisen Statements listeten sie die Probleme auf, die ihrer Meinung nach die Bologna-Reform mit sich bringt. Gwendolyn Marx, Präsidentin des Studierendenrates (StuRa), führte souverän durch die Veranstaltung. «Wir wollen heute im Austausch mit den Lehrverantwortlichen einen Schritt zur Verbesserung des Bologna-Systems machen», sagte sie zur Einführung.

Prorektor Otfried Jarren und Verantwortliche verschiedener Fakultäten betonten ihr Interesse, gemeinsam mit den Studierenden nach Möglichkeiten zur Verbesserung der Studienbedingungen zu suchen.

Überfrachtetes Grundstudium

Es kristallisierte sich rasch heraus, wo für die Studierenden die Hauptprobleme liegen. Dazu gehört an erster Stelle die allzu starre Struktur vieler Studiengänge. Mehrfach wurde das Bedürfnis nach mehr Freiraum bei der Wahl von Veranstaltungen laut. «Das System ist auf Studierende ausgerichtet, die einen äusseren Antrieb brauchen, um etwas zu leisten», sagte eine Romanistik-Studentin.

Eine Germanistik-Studentin bedauerte, dass in ihrem Fach die offizielle Lektüreliste gekürzt worden sei, um den dichten Stundenplan im Grundstudium zu kompensieren. Bernd Roeck, Dekan der Philosophischen Fakultät, griff das Votum auf und ermunterte die Studentin, sich in ihrem Lesehunger nicht bremsen zu lassen. «Auch in Bologna-Zeiten sollten sie das tun, was Germanistinnen und Germanisten immer tun sollten: lesen, lesen, lesen.» Wer meine, sich allein an die Pflichtlektüre halten zu können, um in seinem Fach Bescheid zu wissen, sei in den Geisteswissenschaften «auf dem falschen Dampfer».

Ein Medizinstudent entgegnete, er habe ein besonderes Interesse an Kardiologie und würde gern zusätzliche Literatur dazu lesen. «Meine Zeit reicht aber nicht, weil die Vorbereitung prüfungsrelevanter Stoffe meine gesamte Kapazität beansprucht.» Klaus Grätz, Dekan der Medizinischen Fakultät, schloss sich dieser Kritik an: «Die ersten Studienjahre sind in der Tat vollgestopft mit Pflichtstoffen», sagte er. Hier seien Verbesserungen nötig.

Teilzeitlich zu studieren sei schwieriger geworden, fanden viele Studierende. Diejenigen, die ohne finanzielle Sorgen ihre volle Energie ins Studium investieren könnten, würden be-

vorzugt. Thomas Hildbrand, Leiter des Bereichs Lehre, entgegnete, dass in den meisten Fächern die Norm-Studienzeit gestreckt werden könne. Michael Hengartner, Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, schlug vor, Wegleitungen für Teilzeit-Studiengänge bereitzustellen, wie es sie im Fach Biologie bereits gebe.

Komplizierter Universitätswechsel

Ein weiteres grosses Thema war die Mobilität. Viele Studierende beanstandeten, dass Bologna den Wechsel an andere Universitäten nicht erleichtert, sondern eher erschwert habe. Bei der Anrechnung auswärts erbrachter Leistungen bestünden zu viele Unsicherheiten. «Wo es zu Komplikationen kommt, wird oft so getan, als liege der Fehler bei uns», beklagte sich eine Studentin, die kürzlich von Bern nach Zürich wechselte, um hier Kulturanalyse zu studieren.

Thomas Hildbrand, Leiter der Fachstelle Studienreformen, räumte ein, dass sich manche Partneruniversitäten untereinander noch zu wenig vertrauten. «Die Universitäten werden sich aber kulanter verhalten, sobald sie mehr Erfahrungen im Studierenden-Austausch gesammelt haben.»

Beim Thema Prüfungen kam die begrenzte Aussagekraft von Multiple-Choice-

Tests zur Sprache, ausserdem wurde der Wunsch nach fundierteren Feedbacks laut. Anlass zu Kritik gaben knapp anberaumte Termine und Fristen. Wer Seminararbeiten schon während des Semesters abgeben müsse, könne sich nicht vertieft mit dem Stoff befassen. Beanstandet wurden sich überschneidende oder zu dicht aufeinander folgende Prüfungstermine.

Generell sollten Prüfungen in der vorlesungsfreien Zeit stattfinden, meinte ein Jus-Student: «Es ist unmöglich, den Stoff aktueller Vorlesungen und Seminare zu verarbeiten, während man sich zugleich auf Prüfungen vorbereiten muss.»

Einige Studierende äusserten den Wunsch, nicht bestandene Prüfungen rascher wiederholen zu dürfen. Eine Psychologie-Studentin beklagte sich darüber, dass bestimmte Prüfungen nur einmal pro Jahr stattfinden würden, das führe zu unnötigen Verzögerungen des Studiums.

Zum Abschluss der Veranstaltung kündigte StuRa-Präsidentin Gwendolyn Marx an, ein Positionspapier zu erarbeiten und dieses an die Lehrkommission der Universität Zürich weiterzureichen. Am 27. Oktober 2010, am «Tag der Lehre», will der StuRa ein Resümee über die bis dahin erzielten Fortschritte ziehen.

Korrekturen an der Bologna-Reform

Wie die Studienbedingungen verbessert werden können

Der Bologna-Talk ist Geschichte. Wie geht es nun weiter mit den Studienreformen? Die Universitätsleitung hat die Anliegen der Studierenden gesammelt. Auch Zeitungartikel, eingesandte E-Mails, Flugblätter und der Forderungskatalog der Gruppe «Unsere Uni» wurden gesichtet und ausgewertet. «Die Problemfelder sind benannt», sagt Prorektor Otfried Jarren, «es zeichnet sich ab, in welche Richtung die Reformkorrekturen zielen werden.» Die wichtigsten Punkte sind folgende:

- Die Studienfachberatung soll markant gestärkt werden; Studierende sollen pro Studiengang alle wichtigen Informationen aus einer Hand erhalten – nach dem Prinzip «One Stop, One Job».
- Viele Studierende fühlen sich unter Druck, weil sie fürchten, die Normstudienzeit nicht einhalten zu können. In den meisten Fächern aber ist ein Teilzeitstudium möglich. Dies soll deutlicher kommuniziert werden.
- Die Koordination von Studiengängen und die Information liegen in der Hand der Programmverantwortlichen. Ihre Position soll gestärkt, ihr Aufgabenfeld innerhalb der Institute klarer umrissen werden.

- Lernziele einzelner Studienprogramme müssen klarer definiert werden. Sie sind eine wichtige Entscheidungsbasis für die Fächerwahl der Studierenden.
- Modulbuchungssystem und Terminkoordination sollen, so weit sinnvoll und technisch möglich, optimiert werden.
- Viele Bachelorprogramme sind inhaltlich überfrachtet. Sie sollen niveaugerecht verschlankt und mit Blick auf die Anforderungen der Masterstufe oder anschliessender Berufstätigkeit überdacht werden, damit das Angebot besser genutzt werden kann und mehr Freiräume entstehen.
- Die Mobilität und das Studieren über Fach- und Fakultätsgrenzen hinweg sollen erleichtert werden. Dazu gilt es, international zwischen den Universitäten, Fächern und Fakultäten klare Anrechnungskriterien für die einzelnen Studiengänge auszuhandeln. Die erstrebte Transparenz soll aber nicht durch europaweite Nivellierung und Normierung der Lehrangebote erreicht werden. «Die jeweiligen Fachgesellschaften müssen sich international vielmehr darauf einigen, welche Kompetenzen ein Studiengang vermitteln soll», sagt Jarren.

Wie rasch werden sich die Reformkorrekturen umsetzen lassen? Das kommt darauf an: Technische und organisatorische Optimierungen sind vergleichsweise einfach zu bewerkstelligen. Viele der genannten Reformkorrekturen können und sollen aber nicht per Entscheid der Universitätsleitung durchgesetzt werden, sondern müssen auf Fakultäts- und Fachebene neu diskutiert und definiert werden.

Prorektor Jarren wünscht sich weiterhin eine aktive Beteiligung der Studierenden am Reformprozess. Er betont aber auch: Die Reform wird nicht nochmals auf den Kopf gestellt. Befragungen zeigen, dass die grosse Mehrheit der Studierenden im Grossen und Ganzen mit der Reform zufrieden ist. «Was ansteht, sind Feinjustierungen.»

Thomas Hildbrand, Leiter des Bereichs Lehre, rät zu Gelassenheit. Er ist überzeugt, dass das System per se nicht so starr ist, wie es heute erscheint. «Wir sollten in der kommenden Reformphase entspannter mit den Bologna-Vorgaben umgehen und auf die wesentlichen Zielsetzungen achten. Der Spielraum und das Potenzial sind gross.»

David Werner, Redaktor unijournal

Studierendenrat

Ein Ziel rückt näher

Seit 32 Jahren kämpfen Studierende für die Wiedereinführung einer verfassten Studierendenschaft an der UZH. Der Kantonsrat hat nun ein positives Zeichen gesetzt und eine entsprechende parlamentarische Initiative von GLP, GP und EVP vorläufig unterstützt. Der Studierendenrat (StuRa) ist jetzt damit beschäftigt, seine Vorstellungen, wie eine solche öffentlich-rechtliche Körperschaft künftig aussehen könnte, zu konkretisieren. Damit wollen die Studierenden auch auf die Argumente der bürgerlichen Ratsseite reagieren, die dem Vorhaben ablehnend bis kritisch gegenüberstehen.

Als Vertretung einer Mehrheit der Studierenden wäre eine verfasste Studierendenschaft ein ebenbürtiger Verhandlungspartner für die Universität. Zudem könnte durch Mitgliederbeiträge das Budget der Universität um 150 000 Franken entlastet, die Fachvereine unterstützt und das Dienstleistungsangebot, etwa Beratungen und kulturelle Anlässe, ausgebaut werden.

Ein Entscheid des Kantonsparlaments zur Wiedereinführung der verfassten Studierendenschaft ist frühestens in einem Jahr zu erwarten.

nic



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien geniesst: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente.

«Buon appetito!»



SchülerInnen, StudentenInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger. Gilt auch für eine Begleitperson!

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI

Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO

Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17

Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40

Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27

Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36

Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48

Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

www.molino.ch



MASTER IN JOURNALISM.

Einzigartig in der Schweiz – der Professional Master in Journalism. Die Kooperation zwischen MAZ, der Hamburg Media School und dem Institut für Journalistik der Uni Hamburg öffnet das Tor zum internationalen Markt und zu einer der führenden Medienstädte Europas. In dem praxisnahen Studiengang trainieren Hochschulabsolventen die Kunstgriffe des Handwerks in Hamburg und Luzern. Sie schreiben und recherchieren, sie produzieren Radio- und Fernsehbeiträge und realisieren Crossmedia-Projekte. Sie profitieren von den neusten Erkenntnissen der Journalismusforschung. Begleitet von in- und ausländischen Medienprofis und Wissenschaftlern, getragen von Verlegern und Verbänden, von SRG und namhaften deutschen Medienunternehmen. Alles Weitere: www.maz.ch

maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33

office@maz.ch, www.maz.ch

SPUREN DES CHRISTLICHEN IN RÄUMEN UND KLÄNGEN Klangexkursion mit Andres Bosshard

Jede Architektur erzeugt ihre Klänge, und diese erzeugen Räume in der Person und um sie herum. Die sinnliche Erfahrung wird angereichert durch Ausblicke in die Musik- und Kirchengeschichte.

Leitung: Andres Bosshard, experimenteller Musiker und Klangarchitekt

Mittwoch, 26. Mai 2010, 17.10.–18.30 Uhr

Treffpunkt: Haupteingang Grossmünster

Anmeldung bis Freitag, 21. Mai 2010

Weitere Angebote im Semester:

- «Adamskostüm oder geistesgegenwärtig?» – Wort-Wettbewerb
- «Wie begeistert sind wir? Spirituelle Praxis» – Hochschulgottestdienst
- «Auf den Spuren der Pilger» – Stadtführung

Infos/Anmeldung: www.hochschulforum.ch

**HOCHSCHUL
Forum**

der reformierten Kirche Zürich



**für Max Havelaar
gebe ich
mein Bestes**

www.maxhavelaar.ch



n|w

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.

Studienbeginn jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.

Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

masterstudium.sozialarbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011
www.masterstudium-sozialarbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialarbeit

www.spatz.ch

Draussen zählt nur das Beste



Über 60 Zeltmodelle
(Ganzjahresausstellung!),
Schlafsäcke, Matten,
Rucksäcke, Velotaschen,
Outdoorbekleidung,
Campingzubehör...

10% Studenten-Rabatt

bei Ihrem nächsten Einkauf bei SPATZ Camping Zürich
Mindesteinkauf Fr. 50.–. Gültig bis 30.09.2010

75 Jahre!
SPATZ
Camping Trekking Outdoor

SPATZ Camping Trekking
Hedwigstrasse 25
CH-8032 Zürich
Tel. 044 383 38 38
Fax 044 382 11 53
info@spatz.ch
www.spatz.ch

Fenster zur Vergangenheit

Christian Klug lässt untergegangene Welten auferstehen. Der Zürcher Paläontologe illustriert seine Forschungsergebnisse mit dem Zeichenstift und dem Computer. Eine Zeitreise.



Illustration Christian Klug

Wo sich Fakt und Fiktion treffen: Die Gehäuseformen der Ammoniten sind bekannt, die Weichteile hingegen spekulativ.

Von Sascha Renner

Schächtelchen über Schächtelchen. Darin Steine, Tausende müssen es sein: Im sonnigen Eckbüro des Paläontologen Christian Klug ist jeder Winkel mit Lebewesen belegt, die vor langer Zeit die Ozeane bevölkerten. Der 40-Jährige hat sich der Erforschung der Ammonoiten verschrieben, eine der vielfältigsten Fossilgruppen überhaupt. Klug untersucht, warum die nautilusähnlichen Kopffüssler keil-, haken- oder spiralförmige Gehäuse ausbildeten, wie sie in den Urmeeren lebten und wie sie sich über Jahrmillionen hinweg veränderten.

Seine Ergebnisse stellt der Forscher nicht nur in Textform in wissenschaftlichen Artikeln dar – er zeichnet sie auch. In der aktuellen Sonderausstellung im Paläontologischen und Zoologischen Museum beschwört er eine ganze Meereslandschaft herauf, wie sie vor 400 Millionen Jahren ausgesehen haben könnte: Zwischen Seelilien pflügt eine krebsartige Kreatur, ein Trilobit, durch den schlammigen Boden. Gleich darüber schwebt ein rotbrauner Ammonit, dessen hübsches Spiralmuster sich an der Wasseroberfläche spiegelt. Auf dem smaragdgrünen Meeresgrund blitzen einzelne Lichtflecken auf. Ein Bild so lebendig und detailreich, als wäre es mit einer Fotokamera aufgenommen worden.

Schnecken stehen Modell

Warum aber der Aufwand? «Uns bleiben oft nur Bruchstücke eines Tieres erhalten», erklärt Klug. «Die Illustration ist ein Hilfsmittel, um sich ein vollständiges Bild eines Lebewesens zu machen.» Er nutzt dazu eine Technik, die Handarbeit mit digitalen Prozessen verbindet. Zuerst zeichnet er das

Fossil mit dem Bleistift ab, so wie es vor ihm liegt. Dann verlässt Klug den festen Boden des Faktischen: Er zeichnet lange oder kurze Fangarme, stattet das Tier mit Stil- oder seitlich aufliegenden Augen aus und ergänzt das Gehäuse bisweilen um eine Kopfkappe. Dabei orientiert er sich einerseits an den wenigen bekannten fossilen Abdrücken von Weichteilen, andererseits an den Bauplänen heutiger Kopffüssler-Arten.

Hat das Tier einmal Gestalt angenommen, liest Klug die Bleistiftzeichnung in den Computer ein. Er unterlegt sie mit Farbmustern, wie sie bei rezenten Arten, Schnecken oder Seepferdchen, häufig sind. So entsteht ein einziges Bild. Zum Schluss setzt Klug mit Photoshop die Lichtreflexe. Sie erzeugen den Eindruck, als würde der Ammonit durch ein von der Sonne durchflutetes Flachmeer gleiten. Das Prinzip ist dabei immer dasselbe: Klug kombiniert gesichertes Wissen, das auf Funden beruht, mit Beobachtungen an heutigen Arten.

Die bildliche Rekonstruktion hat in der Paläontologie eine lange Tradition. Seit ihren Anfängen im frühen 19. Jahrhundert versucht man sich auszumalen, wie die Kreaturen ausgesehen haben mögen, von denen bloss Bruchstücke die Zeiten überdauerten – teilweise mit grotesken Ergebnissen, die später korrigiert werden. «Man begibt sich durchaus in den Bereich des Spekulativen», gesteht Klug, «man spekuliert jedoch innerhalb der Grenzen des Plausiblen».

Der Paläontologe hat grossen Respekt für die Gattung der wissenschaftlichen Zeichnung, die im 19. Jahrhundert zu voller Blüte kam. Ihre Aufgabe war es, sämtliche bekannten Arten zu dokumentieren und in Form von Lithografien zu verbreiten. Einer der frühen Meister des Fachs war der deut-

sche Zoologe Ernst Haeckel (1834–1919). «Ich musste lange sparen, bis ich mir im Alter von fünfzehn Jahren ein Nachdruck seiner illustrierten Bände leisten konnte», erinnert sich Klug. Schon als Junge zeichnete er gern und viel, am liebsten Ammoniten, am liebsten während des Religionsunterrichts.

Aufwändig, aber beliebt

Die ambivalente Stellung der Bilder zwischen Wissenschaft und Kunst fasziniert ihn. Neben wissenschaftlicher Kompetenz und handwerklichem Geschick brauche das Zeichnen aber vor allem Geduld: «Für ein Tier arbeite ich rund einen halben Tag. Für eine grosse Illustration kann es auch eine Woche dauern.» Liebhabe sei das, ja. Aber: «Eine schöne Illustration ist auch ein Verkaufsargument für einen Artikel.» Manche Redaktionen, Fachjournale wie populäre Medien, schätzten sie. Und die Ausstellungsbesucher im Museum sowieso.

Klug gibt sein Know-how als Illustrator regelmässig an die Studierenden weiter. Zusammen mit Beat Scheffold, gelernter wissenschaftlicher Illustrator, erteilt er das Modul «Naturwissenschaftliche Illustrationen». Die Studierenden lernen dabei, genau hinzuschauen, denn wissenschaftliches Zeichnen sei ein analytischer Prozess, so Klug. Oft werde er von den Studierenden um eine Fortsetzung des Kurses gebeten. «Sie schätzen es, auch einmal praktisch zu arbeiten.» Und: «Das Zeichnen macht einfach Freude.» Genauso viel Freude, wie sich als Betrachter in den Zeichnungen zu verlieren.

Die Sonderausstellung «Massenaussterben und Evolution» im Zoologischen Museum der Universität Zürich ist bis am 5.9. geöffnet. Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Was macht eigentlich eine ... Ethnobotanikerin?



Caroline Weckerle ist Oberassistentin am Institut für Systematische Botanik der Universität Zürich. Sie untersucht, wie verschiedenen Ethnien Pflanzen für Rituale einsetzen – speziell in Südwestchina.



Dort leben tibeto-burmanische Ethnien. Jede von ihnen benutzt etwa 25 Ritualpflanzen: um Krankheiten zu heilen, Götter einzuladen oder Geister fernzuhalten. Oft werden die Pflanzen im Ritual geräuchert.



Auf ihren Forschungsreisen begleitet Weckerle die Einheimischen beim Sammeln von Pflanzen. Mit Interviews und teilnehmender Beobachtung erfasst sie die Bedeutung der Pflanzen für die Einheimischen.



Zurück in der Schweiz, sammelt Weckerle Exemplare der Pflanzen im Herbarium. Gemeinsam mit Studierenden analysiert sie im Labor die chemische Zusammensetzung des Rauchs, den die Pflanze erzeugt.



Ihr Wissen, wie Ethnien Heil- und Ritualpflanzen nutzen, gibt Caroline Weckerle in Vorlesungen, öffentlichen Führungen und im Weiterbildungs-Studiengang Ethnobotanik weiter.

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Die Ethnobotanik erforscht den Umgang indigener Völker mit ihrer natürlichen Umwelt, ihre Wahrnehmung der Natur und den traditionellen Gebrauch von Heilpflanzen. Wie die Biodiversität, so ist auch das mit den Pflanzen verknüpfte traditionelle Wissen dieser Ethnien bedroht. Weitere Informationen: www.systbot.uzh.ch

Bilder: Caroline Weckerle und Adrian Ritter

Von David Werner

Nicht alle Menschen sind gleich stressempfindlich. Die einen haben Nerven aus Stahl, die anderen fühlen sich schon bei geringsten Belastungen wie vom Zitteraal gestreift. Gewisse Situationen aber bringen selbst Hartgesottene zuverlässig ins Schwitzen. Einen Vortrag vor einem kritischen Publikum halten zu müssen, bedeutet für fast alle, die darin keine Routine haben, Stress pur.

Ein beliebtes Mittel der Psychologinnen und Psychologen, Versuchspersonen im Labor unter Stress zu setzen, ist daher der sogenannte Trier Social Stress Test (TSST). Dabei wird ein Vorstellungsgespräch vor einem Expertengremium simuliert, anschliessend wird auch noch Kopfrechnen verlangt. Eine Videokamera, die alles aufzeichnet, vervollständigt die Tortur.

Passieren kann einem nichts. Und doch schlägt das vegetative Nervensystem Alarm. Es macht Radau, als ginge es um Leben und Tod. Reflexartig spannen sich die Muskeln an, die Bronchien weiten sich, der Puls hämmert. Die Botenstoffe Adrenalin, Noradrenalin und Cortisol werden ausgeschüttet und mobilisieren Energiereserven. Glukosespeicher werden ins Blut geleert und Proteine aus dem Gewebe gelöst. Der Grund für den Aufruhr: Die Situation erscheint unkontrollierbar. Angst vor einer Blamage, also sozialem Statusverlust, erfasst den Vortragenden. Die physische Reaktion auf diesen psychischen Druck ist ziemlich unsinnig. Der Körper verhält sich, als müsse er gleich athletische Höchstleistungen vollbringen. Dabei sind jetzt keine Klimmzüge und Weitsprünge gefragt, sondern lediglich ein paar stringente Sätze.

Auch unser Hirn beginnt unter Stresswirkung anders zu ticken. Ein kleines Quantum Stress macht uns fokussierter und aufmerksamer. Wird der Stress grösser, verheddern wir uns und verlieren den Faden. In einer Prüfung ist das ärgerlich. Man hat bis zum Überdross gelernt, und dann ist alles wie weggeblasen. Abends steht man am Tresen, kippt ein Bier nach dem anderen und erzählt allen ringsum, wie die Hochtemperatur-Supraleitung funktioniert. Dumm nur, dass es dann keiner mehr hören will.

Kampf- und Fluchtreflexe

Wie kommt es zu diesen Aussetzern? Gedächtnisforscher **Dominique de Quervain**, kann das gut erklären. Er hatte seit 2005 eine SNF-Förderprofessur an der Universität Zürich inne und ist seit einigen Monaten Direktor der Abteilung für Kognitive Neurowissenschaften der Universität Basel.

«Wir wissen heute, dass das Stresshormon Cortisol den Zugriff auf gespeicherte Gedächtnisinhalte blockiert», sagt er. Konfrontiert mit physischer Gefahr macht diese Hirnreaktion Sinn. Stress hat die Aufgabe, die blitzschnelle Anpassung des Körpers an plötzliche Veränderungen in der Umgebung zu ermöglichen. Bewusste Abwägungs- und Entscheidungsprozesse wären in solchen Situationen viel zu langwierig und umständlich – deshalb folgt der Organismus unter Stress Automatismen. Wurden unsere Urahnen in der Wildnis unversehens von einem Raubtier angefallen, waren funktionierende Kampf- und Fluchtreflexe überlebenswichtig.

Heute begegnen wir wilden Tieren allenfalls im Zoo, dort stressen sie nicht. Dafür stresst die hektisch blinkende Alltagswelt mit ihrer enormen Reizdichte, ihren Fristen und Terminen. Das vegetative Nervensystem missinterpretiert sie als Ansammlung körperlicher Gefahren und setzt grosszügig Stresshormone frei.

Extreme Gefahrensituationen, ob echte oder vermeintliche, brennen sich uns tief ins Gedächtnis ein. Bewirkt wird auch dies durch Cortisol, das die Gedächtnisabspeicherung fördert, während es gleichzeitig den Zugriff auf das Gedächtnis behindert. Der Jäger in der Steppe soll ja nicht vergessen, wann und wo er vom Raubtier angefallen wurde. Und der Physik-Student mit seinem Blackout? Der wird vielleicht noch lange schauernd an das Krawattenmuster des prüfenden Professors zurückdenken, das er anstarrte, als ihm zur Hochtemperatur-Supraleitung nichts mehr einfiel. Mit dem Effekt, dass kommende Prüfungen ihn noch stärker unter Stress setzen. Denn extreme Stresserfahrungen härten nicht unbedingt ab, im Gegenteil – sie können die Stressempfindlichkeit noch steigern.

Fataler Röhrenblick

Ein Problem ist Stress vor allem dann, wenn er chronisch wird. Daueralarm des Nervensystems zehrt an den Ressourcen und macht krank. Eine wichtige Quelle von Stress sind in unserer Gesellschaft Rollenkonflikte und Vereinbarkeitsprobleme zwischen Beruf und Familie. **Oliver Hämmig** vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin der UZH und vom Zentrum für Arbeits- und Organisationswissenschaften der ETH Zürich fand in einer kürzlich veröffentlichten Studie heraus, dass von 6000 befragten Angestellten in Dienstleistungsunternehmen fast ein Viertel grössere Schwierigkeiten hat, Beruf und Privatleben miteinander zu vereinbaren.

Sogenannter paarexterner Stress, also zum Beispiel Stress, der vom Büro mit nach Hau-

Dreimal tief

Man weiss heute viel darüber, wie Stress entsteht und was er bewirkt. Wir geben einen Einblick in die Stress-Forschung an der UZH und



Nächtelang gebüffelt – und dann in der Prüfung vor lauter Aufregung ein Blackout.

se gebracht wird, ist ein häufiger Grund für Partnerschaftskonflikte und – längerfristig – auch Scheidungen. Psychologieprofessor und Paartherapeut **Guy Bodenmann** hat dies in mehreren Studien gezeigt. «Stress bewirkt eine Art Röhrenblick», erklärt er. Man nimmt die Umwelt weniger differenziert wahr, reagiert sozial desinteressierter und egozentrischer. Gestresste sind häufig mürrisch, gereizt und impulsiv oder ziehen sich zurück. Nach Hause getragener Dauerstress belastet das Verhältnis zum Partner, vergiftet das Familienklima. Die Kommunikationsqualität nimmt ab, man verbringt weniger Zeit miteinander, die Partner driften auseinander. Statt Erholung und Ruhe gibt es Streit, oder man geht sich aus dem Weg.

«Der Stress», sagt Bodenmann, «steht in der Kausalkette einer negativen Partnerschaftsentwicklung häufig ganz am Anfang. Unter Stress brechen Kommunikationskompetenzen ein, Nähe kann nicht mehr entstehen, und mit der Zeit kommt es zur Entfremdung.»

Bodenmann setzt daher in seinem Präventionsansatz «Paarlife» bei der gemeinsamen Stressverarbeitung, dem sogenannten «dyadischen Coping» an. Gestresste Paare müssen dabei wieder lernen, dass intime, vertrauensvolle Gespräche über Stresserfahrungen nicht kräftezehrend, sondern kraftspendend wirken können.

Zu zweit, im offenen Austausch, lässt sich Stress besser bewältigen. Auch auf biochemischer Ebene lässt sich nachweisen, dass Zuwendung und Hingabe an eine vertraute Person verlässliche Mittelsind, um psychische Verspannungen und Verkrampfungen zu lösen. **Beate Ditzten**, Oberassistentin am Psychologischen Institut, hat in Laborversuchen gezeigt, dass bei Berührungen der Cortisolspiegel im Speichel rapide sinkt. Kuscheln, Tändeln, Sex, gegenseitiges Verständnis – das alles stoppt die Stressspirale. Die Suche nach dem zugrundeliegenden biopsychologischen Mechanismus brachte Ditzten dazu, Paarbindung und Stress im Zusammenhang mit dem Hormon Oxyto-



Ulrike Ehlert, Psychologieprofessorin.



Oliver Hämmig, Oberassistent.



Beate Schulze, Burnout-Spezialistin.

Für den Garten ist immer Zeit

Ulrike Ehlert weiss fast alles über Stress, erhaben über Stressgefühle ist sie deshalb aber nicht. «Die turbulenten Semesteranfängszeiten setzen mir jedes Mal von neuem zu.» Was hilft, ist die Erfahrung. «Ich sage mir: Ich habs schon oft geschafft, warum soll ich es diesmal nicht schaffen?» Was ebenso hilft: Belastende Phasen als etwas Vorübergehendes anzusehen. Entspannung findet Ulrike Ehlert auf Reisen und im Garten. «Für mich ist der Garten sehr wichtig. Ich kann noch so unter Druck sein, für den Garten finde ich immer irgendwie Zeit.»

Wichtiges muss warten

«Die Belastung in der Forschung ist zwar hoch, doch die Begeisterung trägt Oliver Hämmig über Stressphasen hinweg. Da seine Stelle am Insitut für Sozial- und Präventivmedizin und an der ETHZ über Drittmittel finanziert ist, fliesst viel Zeit und Energie ins Verfassen von Anträgen und in die Akquisition von Forschungsgeldern. Solche Aufgaben haben meist Vorrang gegenüber Vorhaben wie wissenschaftlichen Publikationen, die nicht minder wichtig, aber weniger dringlich sind. «Dadurch zögert sich die Fertigstellung meiner Habilitation heraus, das stresst.»

Auf Signale achten

Beate Schulze weiss, auf welche körperliche Signale zu achten ist und wann es zuviel wird mit der Arbeit. Ihrer Vorbildfunktion als Burnout-Expertin ist sie sich bewusst: «Ich mache regelmässig Pausen. Und am Wochenende checke ich keine E-Mails.» Aber auch sie gerät immer wieder in Stress, «wie alle anderen auch». Sie spürt, dass in der Wissenschaft ein immer schärferes Tempo gefordert wird. Doch ein Forschungsprojekt ist mit viel Handlungsspielraum verbunden, das motiviert. «Eigenständig arbeiten zu können und wirkt als Puffer gegen negativen Stress.»

durchatmen

Doch macht das Wissen über den Stress allein schon stressresistent? Fragen, wie Expertinnen und Experten selbst mit Stress umgehen.



Illustration Stephan Liechti

Abends beim Bier ist der gelernte Stoff wieder präsent, leider zu spät.

cin zu untersuchen, und tatsächlich kann das Hormon die Cortisolantwort vermindern. Gegenwärtig untersucht die Psychologin in einem Kooperationsprojekt mit der Dermatologischen Klinik des Universitätsspitals den Einfluss der Beziehungsqualität auf den Heilungsprozess bei körperlichen Wunden.

Risiken und Nebenwirkungen

Schon seit vielen Jahren beschäftigt sich Psychologin Ulrike Ehlert mit dem Phänomen Stress. Sie verbindet dabei psychologische mit molekularbiologischen und neurophysiologischen Betrachtungsweisen. Im weiten Feld der Psychosomatik, in dem es lange an exakten Beschreibungsmöglichkeiten mangelte, eröffnen sich heute vielversprechende wissenschaftliche Perspektiven. «Am Stress kann man wie kaum irgendwo sonst beobachten, auf welche Weise biochemische und psycho-soziale Vorgänge zusammenspielen», sagt Ehlert.

Das Spektrum der biopsychologischen Zugänge ist eindrücklich: Themen sind Ur-

sache und Wirkung von Stress, aber auch Stressbekämpfung und Prävention. Ehlert will mit naturwissenschaftlichen Fakten die körperliche Wirkung von psychologischen Therapien messen.

Eine wichtige Frage ist, wie es zu den grossen individuellen Unterschieden bei der Stressempfindlichkeit kommt. Was ist genetisch bedingt, was lebensgeschichtlich, und welche Rolle spielt der Pränatalstress? Dazu kommt der riesige Bereich der Stressrisiken: Immunabwehr, Schlaf, circadiane Rhythmik (die «innere Uhr» des Menschen), Hormonproduktion – all dies und vieles mehr wird durch Dauerstress beeinflusst. Man weiss, dass Stress Krankheiten wie Reizdarm, Krebs, Depressionen, Infektionen, Alzheimer oder Diabetes mitbewirken kann; die genauen Zusammenhänge sind aber noch längst nicht geklärt.

Vielleicht am besten erforscht ist der Einfluss von Stress auf Herz-Kreislaufkrankungen. Bei Stress werden Energiereserven mobilisiert, um den Körper für Anstren-

gungen zu rüsten. Bei Kopfarbeitern, die sich körperlich nicht abreagieren, bleiben die Energieträger im Blut jedoch ungenutzt. Sie lagern sich an den Arterieninnenwänden ab und verengen so die Blutgefässe. Die Psychologin Petra Wirtz, Oberassistentin am Lehrstuhl Ehlert, hat in mehreren Studien die Zusammenhänge zwischen Stressanfälligkeit und Herz-Kreislaufbeschwerden aufgezeigt und dabei unter anderem herausgefunden, dass Personen mit erhöhtem Herz-Kreislauf-Risiko, wie etwa Bluthochdruckpatienten, eine verstärkte körperliche Reaktion auf Stress zeigen.

Es gibt auch positiven Stress

Man sieht: Es mit dem Stress nicht zu übertreiben, lohnt sich. Auch in finanzieller Hinsicht. Denn der Krankmacher Stress ist ein gewaltiger Kostenfaktor. Eine Studie des Staatssekretariats für Wirtschaft, SECO, aus dem Jahr 2000 besagt, dass Stressfolgen die Volkswirtschaft jährlich mit rund 4,2 Milliarden Franken belasten, das sind immerhin rund 1,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

Doch nicht jegliche Form von Stress schädigt die Gesundheit. Der Organismus braucht sogar ein gewisses Mass an Herausforderung und Erregung, wie Wulf Rössler, Direktoriumsmitglied der psychiatrischen Universitätsklinik, betont. Die Forschung unterscheidet zwischen gesundem positivem Stress (Eustress) und krankmachendem negativem Stress (Distress). Wer eine Belastung als interessante, selbstgewählte Herausforderung sieht, die er in absehbarer Zeit meistern kann und die ihm Befriedigung verschafft, erlebt positiven Stress. Er wird sich nach anstrengenden Phasen rasch wieder entspannen.

Distress stellt sich dagegen ein, wenn man sich einem Pendenzenberg hilflos ausgeliefert fühlt, wenn man nicht glaubt, die Situation aus eigener Kraft bewältigen zu können und kein Licht am Ende des Tunnels sieht. «Wer misstrauisch, unsicher oder auch sehr kompetitiv ist, wird mehr Distress erleben als ein lebensfroher, selbstbewusster Optimist», sagt Roessler. Vorgesetzte hätten es stark in der Hand, eine Arbeitsatmosphäre zu schaffen, in der Eustress vorherrscht: Mitarbeitende, die sich anerkannt fühlen und selbstbestimmt arbeiten können, leisten viel, ohne unter den Belastungen zu leiden. Willkür, Intransparenz, Ungerechtigkeit sind dagegen erhebliche Distress-Faktoren.

Dass selbstgewählte Herausforderungen weniger belastend empfunden werden, bestätigt auch Burnout-Spezialist Beate Schulze vom Zürcher Empowerment Pro-

gramm. In einer aktuellen Studie hat sie die Stresssituation im Gesundheitswesen beleuchtet. Das Ergebnis: Ärztinnen und Ärzte sowie das Pflegepersonal fühlen sich am meisten durch den steigenden Administrations- und Dokumentationsaufwand, die Sparmassnahmen, den wachsenden Einfluss der Krankenkassen und die schrumpfenden Entscheidungsspielräume belastet. Auch Kompetenz- und Zuständigkeitsgerangel sowie Probleme mit Vorgesetzten sind wichtige Stressoren. Im Verhältnis dazu scheint die Patientenfürsorge überraschend wenig psychischen Druck zu bewirken. Beate Schulze hat dafür eine einleuchtende Erklärung: Die Pflege und Behandlung von Kranken ist die Kernaufgabe von Spitalangestellten, ihretwegen haben sie ihren Beruf gewählt, hier sind sie kompetent und motiviert. Administrative und organisatorische Pflichten dagegen lösen Distress aus. Man empfindet sie als von aussen auferlegte Zusatzbelastungen, die einen daran hindern, die eigentlich wichtigen Aufgaben zu erfüllen.

Selbstsicherheit hilft

Selbstgewählter Stress ist der bessere Stress. Doch manchmal ist es schwer zu entscheiden, ob der innere Turbo läuft, weil man es will, oder weil es bereits nicht mehr anders geht. Entspannungsphasen einzubauen, Stress zu portionieren, das sind gute Ratschläge – doch sie wirken wohlfeil für jemanden, der schon in der Stressspirale drinsteckt. Bei Dauerstress schaltet der Organismus auf Autopilot. Ein Cortisol-Junkie hört zwar die Stimme der Vernunft, findet aber keinen Weg mehr, ihr Folge zu leisten.

Wie interveniert man in solche Automatismen? Indem man lernt, die eigenen Emotionen zu regulieren, sagt Maja Storch. Die Psychotherapeutin und Buchautorin entwickelte 1991 am Pädagogischen Institut der UZH ein Stressmanagement-Training, das heute unter dem Namen «Zürcher Ressourcen Modell» firmiert. «Viele glauben, allein durch Effizienz und perfekte Planung dem Stress beizukommen. Doch das», so Maja Storch, «reicht nicht». Man müsse auch locker lassen können, müsse wissen, wie man neue Kraft schöpft. Nicht der äussere Druck mache den Stress aus, sondern die innere Einstellung dazu. Maja Storch ist überzeugt: «Wer einmal gelernt hat, dass es möglich ist, in stressigen Situationen von Hochspannung auf Entspannung umzuschalten, fühlt sich Belastungen nicht mehr wehrlos ausgesetzt. Er wird selbstsicherer. Und diese Selbstsicherheit ist das beste Mittel gegen Stressgefühle.»

Tipps zur Stressbewältigung: Seite 11.



Beate Ditzen, Oberassistentin.



Guy Bodenmann, Psychologieprofessor, Paartherapeut.



Wulf Rössler, Professor für Psychiatrie, Klinikdirektor.

Bilder Frank Brüderrli / Jos Schmid

Das Schlimmste sind Vorträge

«Ich liebe meine Forschungsarbeit – aber wie wird es damit weitergehen?» Wie bei vielen Mittelbau-Angehörigen führt auch bei Psychologin Beate Ditzen die Ungewissheit über die eigene wissenschaftliche Laufbahn zu einer hohen Anspannung. Was den alltäglichen Arbeitsstress angeht, so bewältigt Ditzen ihn mit Listen; Erledigtes wird abgehakt. Besonders stressreich ist für sie, Vorträge an Kongressen zu halten. «Die Situation ist unkontrollierbar, man weiss nie, wie ein Publikum beurteilt, nur, dass es einen beurteilt. Daran muss ich mich noch gewöhnen.»

Ein Tee zu zweit wirkt Wunder

Auch wenn Selbstöffnung und empathische Worte vielen Männern ein Gräuel sein mögen – sie sind gut gegen Stress und stärken die Partnerschaft. Guy Bodenmann kann das wissenschaftlich belegen. Und wie hält er es selbst mit persönlichen Gesprächen? «Ich und meine Frau nehmen uns abends Zeit für eine Tasse Tee, tauschen uns über den vergangenen Tag aus und besprechen anstehende Aufgaben und Belastungen.» Was Bodenmann beruflich am meisten stresst: «Die vielen administrativen Verpflichtungen, welche einem wertvolle Zeit für Forschung und Lehre rauben.»

Auch Prüfende sind gestresst

«Als Assistent fühlte ich mich viel gestresster als heute – wegen der beruflichen Ungewissheiten», bekennt Rössler. «Ich arbeite zwar heute sehr viel und jammere manchmal auch darüber, belastend aber ist das nicht, weil ich eigene Prioritäten setzen kann und grosse Gestaltungsspielräume habe.» Der grösste Stress für Rössler? «Prüfungen von schlecht vorbereiteten Studierenden abnehmen zu müssen – eine Qual!» Studieren ist in Rösslers Augen strenger geworden: «Für mich war die Studienzeit eine Phase der Befreiung, das würde ich heute wohl anders erleben.»

Climate change, aging populations, earthquakes, tsunamis, computer crime, global recession. Take your pick.

Risky place, Planet Earth. But as one of the world's leading reinsurers, risk is our business. Risk in every shape and form, in every walk of life. As a graduate at Swiss Re, your job will mean coming to grips with all those global issues that make life today so risky – and so challenging. Whether your discipline is natural science, mathematics, business administration, medicine, law, finance, or just about anything else for that matter, we're looking for exceptional people who are up for spending 18 months of their life on our graduates@swissre programme. At Swiss Re, risk is the raw material we work with, but what our clients value are the opportunities we create. And – hey – this could be yours.

Seize your opportunity at www.swissre.com/graduates

Swiss Re



Schlag auf Schlag

Studieren und Stress? Ja, zum Beispiel dann, wenn man mit 500 Kommilitonen eine Lehrveranstaltung besucht.



Gerangel um die Plätze in der Aula: Wer früher kommt, hat weniger Stress.

Von Sascha Renner

Da müssen alle durch. 500 Studierende absolvieren im zweiten Semester die Lehrveranstaltung «Grundlagen der Biologischen Psychologie» bei Ulrike Ehlert. Aber zuerst müssen alle rein. Schon zwanzig Minuten vor Vorlesungsbeginn bilden sich Schlangen vor den beiden Zugängen zur Aula. Sie reichen bis hinaus auf die Treppenaufgänge. Die Anzahl Sitzplätze ist beschränkt; wer spät kommt, muss in den Übertragungshörsaal ausweichen. Stress? Für manche der Wartenden ja. «So eng!», stellt genervt eine Stimme aus der Masse fest. Neben mir plaudert derweil ein Dreiergrüppchen ganz entspannt. Stress, so offenbart sich in der Warteschlange, liegt im Auge des Betrachters, respektive seinem Cortisolspiegel.

Mit rauchiger Stimme begrüsst Ulrike Ehlert die Anwesenden. Dann gehts los. Schlag(wort) folgt auf Schlag(wort). Bipolare manische Störung, unipolare Depression, Serotonintransportergen, Differenzialdiagnostik. Die Dozentin steht hinter ihrem Laptop, klickt die Unterrichtsmaterialien durch, spricht dazu unentwegt und weist

beiläufig Nachzügler die letzten freien Plätze im Saal zu. Ein Durchkommen ist schwierig, zwischen den Stuhlleihen stauen sich Taschen, Winterjacken, Regenschirme und Sportutensilien. Wohin man blickt, wird markiert, geschrieben und geblättert.

An der Universität gibt es Stresssituationen, wie an jedem Ort, wo viele Menschen viel arbeiten. Das zeigt auch der Besuch in einer Grossvorlesung, die sowohl für die Studierenden als auch für die Dozierenden eine erhöhte Belastung darstellt. Ulrike Ehlert benennt nach der Veranstaltung die zentralen Auslöser: «Was passiert im Übertragungshörsaal? Ich weiss es nicht.» Kontrollverlust bedeutet Stress. «Die Veranstaltung ist Prüfungsstoff. Was ich sage, muss zu hundert Prozent stimmen.» Leistungsdruck bedeutet Stress. Und: «Ich kann den Stoff nicht so vermitteln, wie ich das gerne tue: mit Freude, gelassen, ausgreifend und ausschweifend. Die Stoffmenge ist schlicht zu gross.» Zeitnot bedeutet Stress.

Fünfzehn Minuten nach Ende der Vorlesung wartet ihre erste Patienten auf sie.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Was man gegen Stress unternehmen kann

• **Ulrich Frischknecht, Leiter der Psychologischen Beratungsstelle der UZH und ETH,** empfiehlt: «Einzelkämpfersituation aufbrechen; sich mit anderen Studierenden zu Lerngruppen zusammenschliessen und den Kontakt zu den Dozierenden suchen. Stress ist ein subjektives Erleben, und starke Stressgefühle bei Studierenden sind oft eine Folge von Angstfantasien. Man glaubt, alle anderen seien schlauer und schneller – dabei kochen die auch nur mit Wasser. Die Erwartungen an sich selbst den eigenen Grenzen anpassen. Sich nicht immer nur mit den Besten vergleichen. Den Aufwand eines Studiums richtig einschätzen lernen.» (Psychologische Beratungsstelle: www.pbs.uzh.ch)

• **Jens Gaab, Oberassistent am Psychologischen Institut und Stressmanagement-Trainer,** empfiehlt: «Wenn der Stress zu gross wird, nicht dagegen ankämpfen und sich so noch mehr Stress machen, sondern durchatmen und seine Emotionen akzeptieren. Sich in einer stressfreien Zeit einmal mit seinen Stressgefühlen auseinandersetzen. Gedanken und Vorstellungen, die einen stressen, hinterfragen: Wovor haben ich Angst? Was kann mir wirklich passieren? Am besten mit einer nahestehenden Person darüber sprechen, das beruhigt.»

Jens Gaab ist operativer Leiter des Ambulatoriums für kognitive Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin (AVV) am Lehrstuhl für klinische Psychologie und Psychotherapie. Die AVV führt präventive Stressbewältigungstrainings durch; für Studierende sind die Tarife verbilligt. (Informationen: www.psychologie.uzh.ch/fachrichtungen/klipsypt/AVV/angebot.html)

• **Ulrike Ehlert, Psychologieprofessorin,** empfiehlt: «Den inneren Turbo gelegentlich einschalten, aber nicht ständig, denn das heisst, Raubbau zu betreiben. Die eigene Stressempfindlichkeit akzeptieren, wie man seine Augenfarbe akzeptiert. Mit gutem Gewissen geniessen, sich hedonistische Inseln schaffen. Neben der Arbeit noch andere Lebensinhalte pflegen. Berufstätige Frauen mit Familie sind zwar stark belastet, aber weniger Burnout-gefährdet, weil sie neben der Arbeit noch mindestens einen wichtigen anderen Lebensinhalt haben.»

• **Beate Schulze, Burnout-Spezialistin,** empfiehlt: «Auf natürliche Rhythmen, Ernährung, Bewegung und Schlafhygiene achten. Eigene Prioritäten setzen und sich nicht

zu sehr fremdbestimmen lassen. Die Arbeit nicht über alles stellen und seinen Lebensentwurf nicht allein auf Leistung und Erfolg aufbauen. Wir arbeiten entspannter, wenn es im Job nicht um alles oder nichts geht.»

Beate Schulze ist Projektleiterin des Zürcher Empowerment Programms für Stressmanagement und Burnout-Prävention. Das Programm betreibt Forschung, bietet Beratung und Trainings zum Stressmanagement, auch für Mitarbeitende der UZH. (Informationen: www.fzkwp.uzh.ch/ZEP.html)

• **Maja Storch, Stressmanagement-Trainerin,** empfiehlt: «Sich unabhängig machen von der Meinung anderer! Nicht immer nur Zielen hinterherhecheln, die andere vorgegeben haben, sondern selbstbewusst eigene Prioritäten setzen. Und zwar so, dass sie einen fordern, aber nicht überfordern. Im Kontakt zu sich selbst bleiben: Was und wie viel muss ich und will ich wirklich leisten? Zum Beispiel: Wer zwingt mich dazu, den Wettlauf um ein möglichst schnelles Studium wirklich mitzumachen? Ganz wichtig ist: Inseln freihalten für Unfug, Nichtsnutz, Unsinn, zweckfrei verbrachte Zeit. Lockerungsrituale entwickeln und sie dann auch wirklich einhalten.»

Maja Storch bietet an der UZH Weiterbildungskurse zum Selbstmanagement an. (Informationen: www.weiterbildung.uzh.ch)

• **Pierre Bühler, Theologieprofessor,** empfiehlt: «Sich selbst nicht zu ernst nehmen! Spirituelle Lehren geben Anleitungen dazu, vor Gott Alltagsorgen zu relativieren, gelassener zu werden, Verantwortung abzugeben. Es ist eine Illusion zu glauben, wir könnten alles im Leben selbst planen und bestimmen. Stress bedeutet oft, den Tod zu verdrängen. Wir gaukeln uns vor, wir hätten alles selbst in der Hand.»

Pierre Bühler leitet den UZH-Weiterbildungsstudiengang «Spiritualität» zur Einübung und Intensivierung der eigenen spirituellen Praxis. (www.weiterbildung.uzh.ch)

• **Wulf Rössler, Psychiatrieprofessor und Klinikdirektor,** empfiehlt: «Freiräume wie etwa das Wochenende nicht ständig als Pufferzone für unerledigte Aufgaben benutzen. Das zehrt auf die Dauer an der Substanz. Psychopharmaka sind nicht prinzipiell abzulehnen, sie können helfen, extremen Stresszuständen die Sitze zu nehmen. Ein Ersatz für gute Zeiteinteilung und engagiertes Lernen sind sie aber nicht.»

David Werner, Redaktor unijournal



Pierre Bühler, Theologieprofessor.



Ulrich Frischknecht, Leiter Psychologische Beratungsstelle.



Maja Storch, Psychotherapeutin und Autorin.

Spirituelle Gelassenheit

«In der Bergpredigt heisst es: «Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet». Sätze wie dieser erinnern mich daran, dass man nicht alles selbst im Griff hat», sagt Pierre Bühler. Anhand der Stoa, der Psalmen, der Schriften der Mystiker oder Blaise Pascals «Pensées» kann man lernen, vermeintlichen Dringlichkeiten gelassener zu begegnen. «Das gelingt mir selbst zwar längst nicht so gut, wie ich mir das wünsche», räumt Bühler ein. «Für Augenblicke aber wirkt für mich die Besinnung auf die wirklich wichtigen Dinge immer wieder erleichternd und befreiend.»

Familie hilft beim Abschalten

«Manche Studierende halten das Studium für einen Dauersprint und verkennen, dass man mit seinen Kräften haushalten muss», beobachtet Ulrich Frischknecht. Er selbst hat im Vergleich zu den Studierenden den Vorteil, dass er seine Zeit nicht durchgehend selbst einteilen muss. Sein Wochenrhythmus ist durch geregelte Arbeitszeiten vorgegeben. Wochenenden bleiben frei, stressige Phasen bleiben zeitlich limitiert. «Vieles aus meinem Beratungsalltag würde mir wohl nach Feierabend noch nachgehen – aber meine Kinder reißen mich aus solchen Gedanken heraus.»

Eine Frage der Lebensqualität

«Ich komme aus dem tiefsten Schwarzwald, richtig vom Dorf. Ich weiss daher noch, was Tages- und Wochenrhythmen bedeuten und welchen Wert sie haben», sagt Maja Storch. Ihre eigenen Rhythmen weidigt sie, wenn es sein muss, gegen alle Widerstände. Eineinhalb Stunden Mittagspause sind ihr heilig. Daran müssen sich auch die Teilnehmenden ihrer Stressmanagement-Trainings halten. «Entspannen zu können ist eine Kompetenz; wer sie erwirbt, geniesst mehr Lebensqualität. Im Stress rauscht das Leben an einem vorbei, ohne dass man etwas davon merkt.»

Applaus

Hildegard Elisabeth Keller, Titularprofessorin für Mittelalterliche Philologie, hat für ihr Hörbuch «Die Stunde des Hundes. Ein Hörbuch nach Heinrich Seuses Exemplar» (Zürich 2007) einen von zwei Mystikpreisen der Theophrastus-Stiftung erhalten.

Hans-Peter Naumann, Emeritierter Professor für Nordische Philologie, ist gemeinsam mit Karin Naumann-Magnusson von der Schwedischen Akademie mit dem Kulturpreis für 2009 ausgezeichnet worden. Der mit 40 000 Kronen dotierte Preis wurde ihnen in Würdigung langjähriger Verdienste um die Vermittlung und Förderung der schwedischen Sprache und Literatur im Ausland zuerkannt.

Brigitte Tag, Ordentliche Professorin für Strafrecht und Strafprozessrecht, wurde als erste Frau zur Dekanin der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt.

Publikationen

Reinhard Bodenmann, Leiter der Bullinger-Briefwechseledition am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte (Hrsg.): *Le Faictz de Jesus Christ et du pape. Facsimilé de l'édition de 1533. Cahiers d'Humanisme et Renaissance*. Droz, Genève 2009. Derselbe, F. Briegel und G. Farel (Hrsg.): *Traité messins, annotés par Olivier Labarthe*. Droz, Genève 2009.

Lucas Bretschger, Titularprofessor für Theoretische und Praktische Sozialökonomie: *Energie und Wohlstand*. In: *Energie*. Hrsg. von R. von Rohr Philipp, P. Walde und B. Batlogg. Reihe Hochschulforum, Band 45. vdf Hochschulverlag, Zürich 2009.

Christiane Brockes, Lehrbeauftragte der Medizinischen Fakultät, G. Hofbauer und S. Schmidt-Weitmann: *Haut und Haare. Häufig gefragt – von Ärzten beantwortet*. Medial Tribune, Basel 2009.

Elisabeth Bronfen, Ausserordentliche Professorin für Englische und Amerikanische Literatur am Englischen Seminar: *Crossmappings: Essays zur visuellen Kultur*. Scheidegger und Spiess, Zürich 2009.

Marie Burkhardt, Lektorin für Französisch am Romanischen Seminar, **Annatina Plattner**, Assistentin für Moderne Französische Literatur am Romanischen Seminar, und A. Schorderet (Hrsg.): *Parallellismen. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu Ehren von Peter Fröhlicher*. Narr, Tübingen 2009.

Ursula Bähler, Privatdozentin für Französische Literaturwissenschaft und Geschichte der Romanischen Philologie, und **Richard Trachsler**, Privatdozent für Französische Sprache und Literatur des Mittelalters (Hrsg.): *Portraits de médiévistes suisses (1850–2000). Une profession au fil du temps. Avec la collaboration de Larissa Birrer*. Librairie Droz, Genève.

Heinz Böker, Privatdozent für Psychiatrie, Leitender Arzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich (Hrsg.): *Psychoanalyse im Dialog mit den Nachbarwissenschaften*. Bibliothek der Psychoanalyse. Psychosozial-Verlag, Giessen 2010.

Ursula Caffisch-Schnetzler, Mitarbeiterin der Lavater-Edition am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte: *Johann Caspar Lavater: Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Edition*. Band IV: *Werke 1771–1773*. Zürich 2009.

Emidio Campi, Emeritierter Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart, und R. Reich: *Consensus Tigurinus (1549): Die Einigung zwischen Heinrich Bullinger und Johannes Calvin über das Abendmahl, Werden – Wertung – Bedeutung*. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2009.

Christa Dürscheid, Ordentliche Professorin für Deutsche Sprache, insbesondere Gegenwartssprache: *Syntax. Grundlagen und Theorien*. 5., durchgesehene Auflage. Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.

Rafael Ferber, Titularprofessor für Philosophie am Philosophischen Seminar: *Concetti fondamentali della filosofia*. 2. Band. Piccola Biblioteca Einaudi. Einaudi, Torino 2009.

Hans-Johann Glock, Ordentliche Professor für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Theoretischen Philosophie, und J. Hyman: *Wittgenstein and Analytic Philosophy. Essays for P. M. S. Hacker*. Oxford University Press, Oxford 2009. Derselbe: *La mente de los animales: problemas conceptuales*. KRK Ediciones, Oviedo 2009.

Martin H. Graf, Lehrbeauftragter für Linguistik am Deutschen Seminar: *Studien zur Schriftkultur des kontinentalgermanischen Runenhorizonts. Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen*, Band 12. Chronos, Zürich 2010.

Sabine Griese, Privatdozentin für Ältere deutsche Literatur: *Text-Bilder und ihre Kontexte. Medialität und Materialität von Einblatt-Holz- und Metallschnitten des 15. Jahrhunderts. Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen*, Band 7. Chronos, Zürich 2010.

Peter J. Grob, Emeritierter Professor für klinische Immunologie: *Zürcher «Needle-Park». Ein Stück Drogengeschichte und -politik, 1968–2008*. Mit Fotos von Gertrud Vogler. Chronos-Verlag, Zürich 2009.

Luzius Keller, Emeritierter Professor für Geschichte der Französischen Literatur von der Renaissance bis zur Gegenwart am Romanischen Seminar (Hrsg.): *Marcel Proust – Enzyklopädie. Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung*. Hoffmann und Campe, Hamburg 2009.

Christian Kiening, Ordentliche Professor für Ältere deutsche Literatur, C. Dauven-van Knippenberg und C. Herberichs (Hrsg.): *Medialität des Heils im späten Mittelalter. Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen*, Band 10. Chronos, Zürich 2010.

Fortsetzung Publikationen auf Seite 14



Eldad Davidov

Ausserordentlicher Professor für Soziologie
Amtsantritt 01.09.2009

Eldad Davidov, geboren 1971, ist seit September 2009 Extraordinarius für Soziologie an der Universität Zürich. Er studierte Volkswirtschaft und Soziologie an der Universität in Tel Aviv. 2004 promovierte er in Sozialwissenschaften an der Universität Giessen und 2008 habilitierte er sich in Soziologie an der Universität zu Köln. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Giessen und Köln und Vertretungsprofessor an den Universitäten Mannheim und Köln. Seine Schwerpunkte liegen in den Bereichen Methoden und empirische Sozialforschung, internationale Vergleiche, Strukturgleichungsmodelle, Paneldaten, Einstellungen und Werte sowie Entscheidungstheorien insbesondere im Umweltverhalten.



Sebastian Kozerke

Ausserordentlicher Professor für Biomedizinische Bildgebung mit Schwerpunkt Kardiovaskuläres MRI
Amtsantritt 01.02.2010

Sebastian Kozerke, geboren 1970, studierte an der Technischen Universität Berlin Elektrotechnik. Anschliessend absolvierte er den Masterstudiengang in Biomedizinischer Technik an der Universität Karlsruhe und erlangte dort 1996 den MSc. Bis 2006 arbeitete Sebastian Kozerke in verschiedenen Funktionen am Institut für Biomedizinische Technik (IBT) der Universität und der ETH Zürich. Von 2002 bis 2003 war als Senior Research Scientist auf dem Gebiet Imaging Sciences am King's College in London tätig. Im Jahr 2005 erlangte er die Venia legendi in Bioimaging an der ETH Zürich und wurde zum Privatdozenten ernannt. Seit 2006 ist Sebastian Kozerke Leiter der Kardiovaskulären Magnetresonanzbildgebung am IBT.



Paul Torgerson

Ausserordentlicher Professor für Veterinärepidemiologie
Amtsantritt 01.10.2009

Paul Torgerson, geboren 1962, erlangte 1983 den BA Medical and Natural Sciences, 1986 den Vet MB Veterinary Medicine und 1992 den PhD Parasitology an der University of Cambridge, UK. Nach Tätigkeiten an der Glasgow University Veterinary School und in einer Veterinärpraxis arbeitete er von 1989 bis 1992 am Department of Clinical Veterinary Medicine als AFRC Veterinary Research Fellow an der University of Cambridge. Zwischen 1993 und 2002 war Torgerson als Lecturer an der Faculty of Veterinary Medicine am University College in Dublin tätig, wo er 1995 eine dauerhafte Anstellung erhielt. Danach war er von 2002 bis 2008 Appointed Group Leader in Parasite Epidemiology am Institut für Parasitologie der Universität Zürich.



Benedikt Korf

Ausserordentlicher Professor für Politische Geografie
Amtsantritt 01.11.2009

Benedikt Korf, geboren 1972, studierte an der Universität Karlsruhe und an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen Bauingenieurwesen und Geografie. Während des Studiums war er für ein Jahr DAAD Scholar am Trinity College der University of Dublin. Ab 1999 arbeitete er als freiberuflicher Gutachter in der Entwicklungszusammenarbeit, 2004 wurde er an der Humboldt-Universität in Berlin promoviert. Von 2005 bis 2007 arbeitete er als Lecturer am Departement of Geography der University of Liverpool. Danach war er Assistenzprofessor mit Tenure Track für Humangeografie der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich. Korfs Forschungsgebiet liegt an der Schnittstelle zwischen politischer Geografie, Entwicklungsforschung und politischer Ökologie.



Michael Böhlen

Ordentliche Professor für Datenbanktechnologie
Amtsantritt 01.10.2009

Michael Böhlen, geboren 1964, studierte an der ETH Zürich Informatik und schloss 1990 als Dipl. Informatik-Ing. ETH ab. Anschliessend arbeitete er an der ETH und wurde 1994 mit der Dissertation «Managing Temporal Knowledge in Deductive Databases» promoviert. In den Jahren 1994 und 1995 forschte Michael Böhlen an der University of Arizona, USA. Danach war er am Computer Science Department der Aalborg University, Dänemark, tätig. Seit 2003 war er Full Professor an der Freien Universität in Bozen, wo er die Forschungsgruppe Databases and Information Systems aufbaute. Zudem hatte Michael Böhlen dort von 2003 bis 2007 das Amt als Dekan der Fakultät für Computer Science inne.



Partick R. Kircher

Ausserordentlicher Professor für Bildgebende Diagnostik
Amtsantritt 01.10.2009

Patrick R. Kircher, geboren 1970, studierte von 1991 bis 1992 Medizin an der Universität Basel und von 1992 bis 1996 Veterinärmedizin an der Universität Bern. Das Studium schloss er 1996 mit dem Staatsexamen ab. Von 1997 bis 2001 war er als Assistent, später als Doktorand an der Universität Bern tätig. Im Jahr 2005 erlangte er im Rahmen eines kombinierten Residency-PhD-Programms das Diplom des European College of Veterinary Diagnostic Imaging sowie den Titel als dipl. ECVDI. Den PhD-Anteil des Programms schloss er im Jahr 2008 an der Abteilung klinische Radiologie des Departements für klinische Veterinärmedizin der Universität Bern ab. Seit 2007 war er dort stellvertretender Abteilungsleiter.



Lorenz Hilty

Ausserordentlicher Professor für Informatik und Nachhaltigkeit (Pensum 25%)
Amtsantritt 01.02.2010

Lorenz Hilty, geboren 1959, studierte an der Universität Zürich Physik sowie an der Universität Hamburg Informatik und Psychologie. 1991 erlangte er dort den PhD in Informatik. In den folgenden Jahren war Lorenz Hilty an der Universität St. Gallen und an der Universität Ulm tätig. 1997 habilitierte er sich und arbeitete danach bis 2005 an der Fachhochschule Nordwestschweiz als Professor für Wirtschaftsinformatik. Parallel dazu leitete Lorenz Hilty ab 2000 an der Empa ein Forschungsprogramm, seit 2004 die daraus hervorgegangene Abteilung Technologie und Gesellschaft. Von 2008 bis 2009 war er ausserdem Gastprofessor an der Universität Klagenfurt. Hiltys Professur an der Universität Zürich wird von der Empa und der UZH gemeinsam getragen.



Jens Funk

Ausserordentlicher Professor für Ophthalmologie
Amtsantritt 01.09.2009

Jens Funk, geboren 1954, studierte an der Universität Freiburg, Deutschland, Physik und Medizin. Ab 1984 war er an der Universitäts-Augenklinik Freiburg tätig, zunächst in der Funktion eines Assistenzarztes, dann als Oberarzt. 1993 habilitierte er sich an der Universität Freiburg und erhielt die Venia legendi für das Fach Augenheilkunde. Ab 1995 arbeitete Jens Funk als Leitender Oberarzt und Stellvertreter des ärztlichen Direktors an der Universitäts-Augenklinik Freiburg. 1999 wurde er dort zum ausserplanmässigen Professor ernannt; von 2002 bis 2003 war er Kommissarischer Ärztlicher Direktor der Universitäts-Augenklinik Freiburg. Seit dem 1. Februar 2007 wirkte Jens Funk als Leitender Arzt an der Augenklinik des Universitätsspitals Zürich.

Grosser Un(i)bekannter

Der Extreme

Beat Knechtle ist Privatdozent am Institut für Hausarztmedizin der Universität Zürich und arbeitet in einer HMO-Praxis. Seine Leidenschaft gehört dem Ultratriathlon. Mit 27 Ironman-Distanzen in einer Saison schaffte er es ins Guinness Book of World Records.

Er mag es extrem. Und er hat diesen ultratrockenen Appenzeller Humor. Seinen Vorschlag, ihn auf einer 30-Kilometer-Laufrunde zu begleiten, muss man leidet abschlagen. Wir einigen uns auf ein Gespräch in seinem Haus in St. Gallen. Noch liegen Schneereiste. Draussen sitzen, bei knapp zehn Grad? Nein, bitte doch lieber in der Stube.

Es ist etwas eng; die Trophäen und Medaillen brauchen Platz. Zuerst auf einem der Pokalkästen stehen speerschwingende aztekische Gottheiten. Das seien seine «heissesten Töpfe»: Beat Knechtle gewann 2000 in Mexiko WM-Bronze über die zehnfache Ironman-Distanz: 38 km Schwimmen, 1800 km Velofahren, 422 km Laufen, absolviert in zehn Tagen. «Alle anderen Wettkämpfe», sagt er, «sind Nasenwasser dagegen». Doch davon später.

Sein Alltag in der St. Galler HMO-Praxis ist weniger spektakulär. Er sei ein ganz normaler Grundversorger. Dass er manchen Patienten wie ein Ausserirdischer vorkommen könnte, bestreitet er. «Unsere Praxisassistentinnen», räumt er dann ein, «triagieren ein bisschen». Sein Spezialgebiet ist der Bewegungsapparat. An der Universität Zürich gibt er auch Kurse in klinischer Untersuchung des Bewegungsapparates.

Schon früh interessierte sich der Ausdauerathlet Knechtle für Physiologie. Sein Körper wurde bald zum Forschungsgegenstand, denn der junge Mediziner erlebte Phänomene, über die es noch keine Forschungsdaten gab. So stellte er während eines zehnfachen Triathlons fest, dass seine Muskelmasse immer dünner wurde. «Vor allem bekam ich geschwollene Füsse und Hände.» Eigentlich logisch, dachte er sich: Muskelaabbau führt zu Muskelschäden, daraus entsteht ein Nierenschaden, folglich bilden sich Ödeme.

Forschung am eigenen Körper

Inzwischen weist seine Feldforschung auf die hormonelle Schiene: Bei Extremausdauer schaltet der Körper auf Sparflamme. Durch das Hormon Vasopressin hält er das Wasser zurück. Dadurch entstehen Ödeme. Am nächsten Bieler 100-km-Lauf wird



Beat Knechtle, PD am Institut für Hausarztmedizin, schwimmt 76 km am Stück. Bild: zVg

er diese Hypothese prüfen. Und im Jahr darauf soll dann eine Intervention erfolgen: Die Probanden sollen Koffein-Tabletten bekommen, um das Vasopressin zu hemmen. Er sei kein Theoretiker, betont Knechtle: «Meine Forschung soll den Athleten einen unmittelbaren Nutzen bringen.»

Seine nächsten grossen Wettkämpfe sind bereits gebucht: Triple Iron USA im Oktober, Quintuple Iron im November in Mexiko. Die will er nicht bloss finishen, sondern gewinnen – als Vorbereitung auf 2011. Dann bestreitet er den ersten Zwanzigfachen: in 20 Tagen 76 km Schwimmen, 3600 km Velofahren, 840 km Laufen. Er kennt den Sieger des letzten Zwanzigfachen. Der sei Zickzack gefahren auf der Velostrecke, weil er, wie er sagte, den Gräbern habe ausweichen müssen. «Er halluzinierte», sagt Knechtle trocken. Der Zweitplatzierte habe wegen einer schmerzhaften Dauererektion einen Tag im Spital verbracht. Ihm passiere das nicht: «Ich habe einen vernünftigen Velosattel.»

Beat Knechtle ist jetzt 46, bis 50 kann er sich noch steigern. Ein Leben ohne Extremausdauer? Undenkbar! Das Training wird

weitergehen. Fernziel: Mit 85 der älteste Finisher am Ironman Hawaii zu sein. Seine Eltern seien 75 und topfit: «Von der Familienanamnese her ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass ich mit über 80 noch ohne jede Prothese bin.»

Ente vereitelte WM-Traum

Wenn man Beat Knechtle zuhört, hat man das Gefühl, alles sei für ihn plan- und berechenbar. Bis letzten Oktober schien das auch so. Doch dann kam der erste Tag des Zehnfachen in Mexiko. Knechtle lag mit grossem Vorsprung in Führung. Mit 38 km/h preschte er auf seinem Cheetah-Zeitfahrvelo in eine scharfe Rechtskurve. Da tauchte plötzlich diese Ente auf. Er versuchte auszuweichen. Vergeblich. Es haute ihn auf die rechte Körperseite. Ein scharfer Schmerz. Selbstdiagnose: dislozierte Schlüsselbein- und Schambeinastfraktur. Der WM-Traum war geplatzt.

Was für Konsequenzen zog er aus diesem Erlebnis? «Knallhart weiter trainieren!» Jetzt schaltet sich Patrizia Knechtle ins Gespräch ein. Sie begleitet ihren Mann an jeden Wettkampf, sorgt für die logistische und mentale Betreuung. Sie schätzt seinen Durchhaltewillen, die mentale Stärke. Jenen Sturz hat sie in etwas anderer Erinnerung: «Es hat meinen Mann damals grauenhaft geschüttelt.»

Nach jenem Unfall habe er sich zum ersten Mal überlegt, wie er mit einer Querschnittlähmung umgehen würde. Denn zuhause realisierte er, dass sein Helm zerbrochen war. Solange er seine Arme noch gebrauchen könnte und alle Sinne, glaubt er, «könnte man noch etwas machen im Leben». Aber wenn es ihn zervikal erwischt hätte und er als hoher Tetraplegiker geendet hätte – «dann wären grosse Zweifel entstanden».

Falls es ihn aber tatsächlich abräume, sagt er und lacht freimütig, hätten sie beschlossen, seine Asche zu einem Edelstein pressen zu lassen. «Den würde sich meine Frau um ihren Hals hängen und denken: So Alter, jetzt hast du Ruhe gegeben.»

Für heute ist noch lange keine Ruhe. Bald wird Beat Knechtle hinunter gehen in seinen Trainingskeller, wo auch sein Material lagert. Dutzende von Laufschuhen, der Neoprenanzug, ein halbes Dutzend Trainingsvelos und seine brutal schnelle Cheetah. Von acht bis Mitternacht wird er sein Velotraining absolvieren. Wie jeden Winterabend. Und dabei Actionfilme anschauen. Wie jeden Winterabend.

Paula Lanfranconi, Journalistin

Campusroman: «Wer weiss was» von Silvia Bovenschen

Eine Krimiautorin, vier Ausserirdische und ein toter Professor



sache sieht sich eines Morgens dessen Kollege konfrontiert, der Literaturwissenschaftler Professor Bruno Schauer. Aufgeregt melden ihm Institutsangestellte den Vorfall. Tatort ist die Personaltoilette des Instituts.

Verstrickt in Abhängigkeiten

Wer hat Professor Urlach ermordet, der hier bäuchlings mit einem Messer im Rücken in einer Blutlache liegt? Dieses Rätsel gilt es zu nun lösen.

Silvia Bovenschen nimmt den Mord zum Anlass, uns einen bunten Figurenreigen zu präsentieren. Neben den bereits genannten Personen treten auf: der Privatgelehrte Pascal von Seefeld, seine wohlhabende Mutter, ein ehemaliger akademischer Oberrat mit Gattin, die Autorin Carola Schauer zusammen mit ihrem Lektor Freidank Hofmann, zudem ein Bestseller-Autor und eine Journalistin. All diese Personen sind untereinander mehr oder weniger gut bekannt, genauer: in persönliche Beziehungen und Abhängigkeiten verstrickt. Und sie alle sind sich zuletzt am Vorabend des Mordes anlässlich einer Abendeinladung in der Villa der Frau von Seefeld begegnet.

Das Buch steckt voller Genre-Zitate. Schon in der Eingangsszene spielt Bovenschen auf Agatha-Christie-Krimis an, indem sie in einem geschlossenen Raum sämt-

liche verdächtigen Personen versammelt. Als allwissende Erzählerin versetzt sich die Autorin spielend in ihre diversen Figuren und lässt uns als Leser an deren Sicht auf das Geschehen teilhaben. Der stete Wechsel der Erzählperspektive bringt Leben in die Geschichte. Häppchenweise bekommen wir die Informationen serviert, nach und nach vervollständigt sich das Puzzle. Die Spannung bleibt bis zum Ende erhalten.

Akademischer Eros

Der Roman besticht vor allem durch die Sprache der Autorin, ihren Scharfsinn und ihre genaue Beobachtungsgabe. Ironisch ist die Darstellung des Universitätsbetriebs. So verbirgt sich hinter Professor Urlachs charmantem Auftreten ein rücksichtsloser Charakter, der den «akademischen Eros» für die Verführung und Demütigung des Bibliothekars Menzel sowie der Doktorandin Schwarzenbach einsetzt.

Aber auch die Eigenheiten des Literaturbetriebs geraten in den Blick des Romans, insbesondere in Person der Schriftstellerin Carola Schauer. Sie beklagt sich bei ihrem Lektor über ihren Schreibstau und erschreckt ihn mit der Idee, einen Kriminalroman zu verfassen, in dem eine Schriftstellerin vorkommt, die unbedingt einen Kriminalroman schreiben möchte.

Es sind die sprachlichen Reflexionen der Autorin, die den besonderen Reiz dieses Romans ausmachen. Auch eingeklammerte Kommentare und Präzisierungen tragen zum Lesevergnügen bei, sie geben den Milieuzeichnungen eine ironische Färbung.

Einzig die Idee mit den vier Ausserirdischen, die auf die Erde gekommen sind, um die Verhaltensweisen und die Sprache der Menschen zu studieren, fällt etwas ab. Ihre Dialoge, die da und dort kursiv gesetzt in die Erzählung eingestreut sind, wirken ein wenig bemüht.

Janine Gebser

Silvia Bovenschen, 1946 geboren, lebt in Berlin. Sie wurde 2000 mit dem Roswitha-Preis der Stadt Gandersheim und dem Johann-Heinrich-Merck-Preis ausgezeichnet. 2007 erhielt sie den Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik. Silvia Bovenschen, Wer weiss was. Eine deutliche Mordgeschichte, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2009, 334 Seiten.

Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, die sich auf Wissenschaft oder Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein solches Buch gestossen sind und eine Besprechung schreiben möchten, wenden Sie sich an: unijournal@kommunikation.uzh.ch

Mit dem Buch «Älter werden» ist die deutsche Literaturwissenschaftlerin und Essayistin Silvia Bovenschen einer grösseren Öffentlichkeit bekannt geworden. Nun hat sie eine Art Kriminalroman geschrieben. «Wer weiss was – Eine deutliche Mordgeschichte» ist dort angesiedelt, wo sich Bovenschen bestens auskennt: im Universitätsmilieu.

Der Sprachwissenschaftler Professor Ulf Urlach ist ermordet worden. Mit dieser Tat-

Fortsetzung Publikationen von Seite 12

Gesine Krüger, Ausserordentliche Professorin für Allgemeine Geschichte der Neuzeit: Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika. Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weimar 2009.

Daniel Kübler, Ausserordentlicher Professor für Demokratieforschung und Public Governance, und J. de Maillard: Analyse les politiques publiques. Presses Universitaires de Grenoble, Grenoble 2009.

Nunzio La Fauci, Ordentlicher Professor für Romanische Philologie, mit besonderer Berücksichtigung der italienischen Sprachwissenschaft: Compendio di sintassi italiana. Collana «Itinerari». Il Mulino, Bologna 2009.

Andreas Maercker, Ordentlicher Professor für Psychopathologie: Posttraumatische Belastungsstörungen. 3., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Springer Medizin Verlag, Heidelberg 2009.

Elisabeth Maurer, Leiterin Abteilung Gleichstellung: Fragile Freundschaften – Networking und Gender in der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung. Verlag Campus, Frankfurt, New York 2010.

Hans Rudolf Fuhrer, Privatdozent für Schweizerische Militärgeschichte, und **Christian Moser**, Oberassistent am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte: Der lange Schatten Zwinglis: Zürich, das französische Soldbündnis und eidgenössische Bündnispolitik, 1500–1650. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2009.

Helene Mühlestein, Lehrbeauftragte der Philosophischen Fakultät: Hausfrau, Mutter, Gattin. Geschlechterkonstituierung in Schweizer Ratgeberliteratur, 1945–1970. Populäre Literaturen und Medien, hrsg. von Ingrid Tomkowiak, Band 3. Chronos Verlag, Zürich 2009.

Alexandra Kleihues, Oberassistentin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar, **Barbara Naumann**, Ordentliche Professorin für Neuere deutsche Literatur, und E. Pankow (Hrsg.): Intermedien: Zur kulturellen und artistischen Übertragung. Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, Band 14. Chronos, Zürich 2010.

Luca Baschera, Assistent am Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart, **Hans Ulrich Bächtold**, **Alexandra Kess**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte, **Christian Moser**, Oberassistent am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte, und **Peter Opitz**, Ausserordentlicher Professor für Kirchengeschichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart (Hrsg.): Bewegung und Beharrung: Aspekte des reformierten Protestantismus, 1520–1650. Festschrift für Emidio Campi. Studies in the History of Christian Traditions 144. Brill, Leiden, Boston 2009.

Marc Oliver Rieger, Oberassistent am Swiss Banking Institute: Optionen, Derivate und strukturierte Produkte. Ein Praxisbuch. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2009.

Bernd Roeck, Professor am Historischen Seminar: Ketzer, Künstler und Dämonen. Die Welt des Goldschmieds David Altenstetter. Eine Geschichte aus der Renaissance. C.H.Beck, München 2009.

Christian Schemer, Assistent am IPMZ, Abteilung Medienpsychologie & Medienwirkung: Politische Kampagnen für Herz und Verstand. Affektive und kognitive Einflüsse der Massenmedien auf politische Einstellungen. Nomos Verlag, Baden-Baden 2009.

Vergabungen

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat an den Sitzungen vom 1. Februar und 11. März 15 Gesuche behandelt und die folgenden 13 Gesuche im Gesamtbetrag von 25 950 Franken bewilligt:

Theater Keller 62: 5000 Franken an Saison 2009/2010

Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie: 2000 Franken an Symposium «Educational Neuroscience»

Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik: 1900 Franken an Konferenz «Religion – Wirtschaft – Politik»

Competence Center für Applied Biotechnology and Molecular Medicine: 1150 Franken an Swiss-Japanese Minisymposium on Disc/Spine Research

Sozialökonomisches Institut: 2000 Franken an Jahrestagung des industrieökonomischen Ausschusses in Zürich

Fotokommission VSETH: 2000 Franken an die Fotoausstellung CLICK im Lichthof der UZH

Plant Science Center: 2000 Franken an Symposium «Plants Meeting Future Challenges – Food & Energy for the Society in a Changing Environment»

Deutsches Seminar: 500 Franken an Kolloquium «Literarizität und Poetologie der Liebesgabe»

Fachverein Ethnologie: 2000 Franken an Symposium zum Thema «Brennpunkte»

Historisches Seminar: 2000 Franken an Tagung «Biohistorical Anthropology: DNA and Bones in Cultures of Remembrance»

Kunsthistorisches Institut: 2000 Franken an Publikation

Orientalisches Seminar: 1400 Franken an Nachwuchstagung der Asienwissenschaften

Departement Pathologie am USZ: 2000 Franken an Tagung der Europäischen Brustpathologie Gruppe

ZUNIV-Sekretariat, Silvia Nett

«Kann eine Frau das?»

Vom Hörsaal hinaus auf die Höfe: Susanne Zürcher hat den Sprung vom Studium ins Arbeitsleben geschafft. Teil 2 einer unijournal-Serie zum Thema Berufseinstieg.



Bild: Frank Bröderli

Stallduft im Haar: Tierärztin Susanne Zürcher erfüllte sich mit ihrer Berufswahl einen Kindheitswunsch.

Von Paula Lanfranconi

Wie sie aus dem Praxiswagen steigt, eine Portion würzige Stallluft im Haar, ein gelassenes Lächeln auf dem Gesicht, hat man das Gefühl, Susanne Zürcher sei schon immer Tierärztin gewesen. Und doch liegt ihr Berufseinstieg – sie arbeitet in einer Nutztierpraxis im Kanton Zug – erst anderthalb Jahre zurück. Ihre eigentliche Praxis jedoch ist der Allrad-Japaner, randvoll gepackt mit Instrumenten und Medikamenten.

Sie fährt gerne auf die Höfe. «Wir haben hier lässige, offene Bauern», rühmt sie. Die meisten halten zwischen 30 und 40 Kühe, es gibt aber auch ein paar Grossbetriebe mit bis zu 200 Tieren. Heute hat Susanne Zürcher sieben Besuche gemacht. Ein ruhiger Tag. «Und kein extrem spannender Fall», sagt die 27-jährige Frau in der grünen Vliesjacke. Dreimal Impfen gegen die Blauzungkrankheit, eine Trächtigkeitsuntersuchung, eine künstliche Besamung, eine Euterentzündung behandeln, ein Kalb enthornen.

«Und das schaffe ich!»

Doch es kann auch stressig werden. Zum Beispiel, wenn eine Geburt ansteht und die junge Veterinärin beurteilen muss, ob das Kalb normal auf die Welt zu bringen ist oder ob es zum Beispiel zuerst in der Gebärmutter gedreht werden muss. Notfalls braucht es einen Kaiserschnitt. Am Anfang seien einige Bauern skeptisch gewesen: Kann eine Frau das? Auch sie selber habe ob dieser Bewährungsproben ab und zu ein mulmiges Gefühl gehabt. «Aber dann denkst du: Und das schaffe ich!» Dort, wo ihre Erfahrung noch nicht ausreicht, greift sie zum Handy

und fragt beim Chef nach, was man noch machen könnte.

Unangenehme Überraschungen beim Berufseinstieg? Nein, die habe sie nicht erlebt. «Durch das Studium weiss man ziemlich genau, was einen erwartet.» Das Beste sei das letzte Studienjahr gewesen, wo die Studierenden vor allem praktisch arbeiten und Rotationen in den Kliniken des Tierspitals machen. Wie es so läuft da draussen, erfuhr Susanne Zürcher während der beiden Praktikumsmonate in zwei privaten Praxen.

Etwas Wichtiges könne man aber nicht wirklich lernen: den Umgang mit den Tierbesitzern. «Entweder man hat den Draht zu den Leuten und merkt, wenn es nicht mehr passt.» Oder eben nicht. Sie selber verfügt offensichtlich über diese Fähigkeit. Jedenfalls hatten die beiden Chefs von der Kundenschaft so viel Positives gehört, dass sie der angehenden Veterinärin gleich ein Stellenangebot machten. Nach dem Staatsexamen keine einzige Bewerbung schreiben zu müssen, sei «schon lässig gewesen», sagt sie so ganz nebenbei.

Seit anderthalb Jahren ist Susanne Zürcher nun Assistentin in dieser Nutztierpraxis in der Nähe von Zug, vier Tage pro Woche. Das gute Klima im vierköpfigen Team ist ihr wichtig. Weitere anderthalb Tage arbeitet sie in einer Gross- und Kleintierpraxis am Zürichsee – zwei sehr unterschiedliche Arbeitsfelder: In der Kleintierpraxis fallen mehr technisch-diagnostische Arbeiten an als in der Nutztierpraxis. Einen ganzen Kuhbauch zum Beispiel kann man nicht röntgen, weil es dazu viel zu starke Strahlen bräuchte.

Tierärztin wollte Susanne Zürcher schon im Kindergartenalter werden. Besonders

Pferde hatten es ihr angetan. «Kommunikation mit Pferden über Körpersprache», heisst denn auch ihre Maturaarbeit. Heute schätzt sie vor allem die Vielseitigkeit dieses Berufs: «Man macht Denkarbeit, ist aber auch mit den Händen aktiv.» Zu dieser Vielseitigkeit gehört auch der Umgang mit dem Tod. Ungern denkt sie an den Tag zurück, an dem sie zum ersten Mal ein Tier einschläfern musste. Es trug ein Virus in sich, das Missbildungen hervorrufen kann. «Dieses Kalbchen steht dann vor dir, es scheint gesund. Und trotzdem musst du ihm diese Spritze geben.» Das geht ans Herz.

Fünflinge und ein Föteli

Umso intensiver freut sie sich über die «schönen Fälle» – Fälle, die auch den Menschen Freude machen. Eine Geissengeburt mit Fünflingen etwa. «Dann erhältst du vom Bauern ein Föteli mit den Gitzi. Und alle haben Freude, weil du auch Freude hast.»

Ein Beruf, findet sie, muss ihr mehr zurückgeben als nur Geld. Mit den 5000 Franken Lohn im ersten und 6000 Franken im zweiten Jahr könne sie gut leben. Auch wenn der Arbeitstag manchmal zehn, zwölf Stunden dauert und sie kaum noch zum Reiten kommt.

Die Zukunft ist offen. Klar ist bloss: Ausschliesslich mit Kleintieren arbeiten möchte Susanne Zürcher nicht. Sie muss mal rausfahren können in die Natur, den Kopf lüften. Am ehesten werde es wohl eine gemischte Praxis sein: «Weil mir im Moment alles Freude macht am Beruf.» Und die Tiere seien ohnehin nie das Problem.

Paula Lanfranconi ist Journalistin.

Neuer Web-Auftritt von Alumni UZH

Chatten, mailen, Freunde suchen: Das interaktive Alumni-Portal

Ende 2009 wurde der Onlinebetrieb des neuen Alumni UZH Portals gestartet. Der Zugang zur geschlossenen Community-Plattform für die Ehemaligen der UZH ist auf www.alumni.uzh.ch zu finden. Das neue Portal bietet mehr Interaktivität und mehr Personalisierungsmöglichkeiten. Einmal eingeloggt, können die Mitglieder ehemalige Freunde suchen und kontaktieren. Sie sehen, wer gerade online ist, wer wen kennt, und auch Geburtstage von Alumni werden aktuell angezeigt. Eine Chatfunktion gehört ebenso zum Portal. Das persönliche Profil

kann angepasst und ergänzt werden. Im Bereich «Meine Daten» finden Alumni ihre E-Mail-Alias (vorname.nachname@alumni.uzh.ch), die sie an eine private oder berufliche E-Mail-Adresse umleiten können.

Nach Auskunft von Sandra Emanuel, Geschäftsführerin von Alumni UZH, wird das neue Portal von den Alumni-Organisationen bereits rege genutzt, vor allem für den Versand von E-Mails an die Mitglieder. Zusätzlich können aktuelle Informationen, Termine und Veranstaltungen der UZH sowie aktuelle Angebote für Alumni wie die Alumni

UZH Kreditkarte und das neue Vorsorgeangebot im Portal publiziert werden.

Auf Wunsch erhalten Alumni sowie Angehörige und Freunde der UZH mit der Anmeldung der Mitgliedschaft bei einer Alumni-UZH-Organisation persönliche Zugangsdaten zum Portal (unter www.alumni.uzh.ch/platform/membershipaccess.html). Swiss Life hat die Implementierung finanziell unterstützt und stellt auch den Betrieb des Portals für die nächsten drei Jahre sicher.

Christina Gebres, Alumni UZH



Antrittsvorlesungen

Steuersouveränität – Relikt oder Zukunft? 29. März, Prof. Dr. Madeleine Simonek, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Understanding the Cellular Basis of Alzheimer's Disease. 29. März, Prof. Dr. Lawrence Rajendran, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Wie Felduntersuchungen und mathematische Modelle helfen, den grossen Leberegel beim Rind besser zu verstehen. 12. April, PD Dr. Gabriela Knubben-Schweizer, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Too Big to Fail. 12. April, Prof. Dr. Urs Birchler, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Psychische Störungen und Gewaltbereitschaft: zwischen Vorurteil und Empirie. 17. April, PD Dr. Barbara Lay, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Genomik, Klimawandel und Strassenbau: vom interdisziplinären Alltag eines angewandten Statistikers. 17. April, Prof. Dr. Reinhard Furrer, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Wenn das Kinderherz aus dem Takt gerät. 26. April, PD Dr. Maren Tomasko, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Risk and Return in Financial Markets. 26. April, Prof. Dr. Henrik Hasseltoft, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Warum nicht nur die Entwicklungspsychologie Längsschnittdaten nötig hat. 3. Mai, PD Dr. Daniel Zimprich, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Wie der Aufstieg Asiens die Weltgesellschaft verändert. 3. Mai, PD Dr. Patrick Ziltener, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Vertauschte Rollen – Tootsie oder Transsexualismus? 8. Mai, PD Dr. Bernd Krämer, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Sind Sie flexibel? Evolution, Ökologie und Physiologie sozialer Flexibilität. 8. Mai, PD Dr. Carsten Schrader, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Hindertüren, Schlupfwinkel, Ausflüchte. Literarische Auswege bei Dostoevskij, Chams und Kabakov. 10. Mai, Prof. Dr. Sylvia Sasse, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Lernen, lernen und nochmals lernen – aber was, wo, von wem und wie? Forschung zu den Kontexten der Bildung von Kindern und Jugendlichen. 10. Mai, Prof. Dr. Peter Rieker, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Leben durch Tod – Ethische Betrachtungen zur Lebertransplantation. 15. Mai, PD Dr. Philipp Dutkowski, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Zu gross, zu klein: Grössenkosmetik oder medizinische Notwendigkeit? 15. Mai, Prof. Dr. Edda Weimann, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Finanzmarktregulierung im Spannungsfeld von Recht und Politik. 17. Mai, PD Dr. Christoph B. Bühler, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

DNA Double-Strand Break Repair: from Mechanistic Understanding to Cancer Therapy. 17. Mai, Prof. Dr. Alessandro Sartori, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Versuchungen widerstehen – Bremspedal im Hirn. Beiträge aus der Neurowissenschaft zum Entscheidungsverhalten. 17. Mai, Prof. Dr. Daria Knoch, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Geistes- und Sozialwissenschaften

Interkulturalität und Heterogenität als pädagogische Herausforderung. 31. März, Prof. Dr. Cristina Allemann-Ghionda (Universität zu Köln), Rämistr. 71, 201, 16.15h

Uni-Reform und Auswirkung auf Wissenschaft und Bildung. 15. April, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 152 (KO2), 09.00h

Die Sichtbarkeit religiöser Identität: Repräsentation – Differenz – Konflikt. 15. April, Religionswissenschaftliches Seminar, Kirchgasse 9, 2–200, 10.00h

Die Mediterranée um 500 v. Chr. – eine Welt in Bewegung. 20. April, Prof. Dr. E. Kistler (Bochum), Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 20.15h

Vom Original über die Kopie zur Fälschung in Chinas Malerei und Schriftkunst. 21. April, Vortrag von Prof. em. Dr. Helmut Brinker, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Zwischen Commedia dell'arte und türkischem Schattentheater – Die Bilderwelt der

türkischen Karikatur 1869–1918. 22. April, Dr. Tobias Heinzelmann, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Intersektionalität als Travelling Concept – Grenzüberschreitungen in den Gender Studies. 23. April, Prof. Dr. Gudrun-Axeli Knapp (Hannover), Schönberggasse 11, E 2 (Seminarraum), 10.15h

L'apocalisse della modernità. 28. April, Prof. Dr. Emilio Gentile (Sapienza Università di Roma), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-10, 18.15h

Gefährliche Liebschaften. 30. April, 20h, 8. Mai, 20h, 9. Mai, 15h, Zentrum Karl der Grosse, Kirchgasse 14, 20.00h

Seeking for Identity: Christian and Religious Studies in Mainland China. 11. Mai, Prof. Dr. Lung-kwong Lo, Director, Divinity School of Chung Chi College, The Chinese University of Hong Kong, Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, 103, 12.15h

Gefährliche Liebschaften. 19., 20., 22. Mai, UZH Irchel, Winterthurerstr. 190, F 65 (Theaterraum), 20.00h

Rumänischer Filmabend: Un acoperis deasupra capului. 21. Mai, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E-18, 18.30h

Medizin und Naturwissenschaften

Fleckkolloquium Klimawandel verstehen: Eine historische Fallstudie zum «Jahr ohne Sommer» 1816. 31. März, mehrere Referierende, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Auf in die Vergangenheit! – Zeitreise durch Jahrtausende und spannende Forschungsaufgaben für die ganze Familie. 4., 11., 18., 25. April, 2., 9., 16., 23. Mai, Museumpädagogie/in, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 14.00h

9th Day of Clinical Research. 8. April, Universitätsspital, Rämistr. 100, 09.00h

Recherche in der Cochrane Library. 14. April, 20. Mai, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek UZH), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

EndNote-Web für Mediziner. 21. April, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek UZH), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

Placebo in der Medizin. 23. April, mehrere Referierende, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 08.30h

The Role of Omega-3 Fatty Acids in Children. 26. April, Prof. Dr. Berthold Koletzko, Dr. von Hauner Children's Hospital, Ludwig-Maximilians-Universität München, Kinderspital, Steinwiesstr. 75, KUE C-1 (Aufenthaltsraum), 16.15h

EndNote für Mediziner. 28. April, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek UZH), Rechtswissenschaftl. Institut, Rämistr. 74, F011 (PC Schulungsraum), 14.00h

PubMed Literatur-Recherche. 6. Mai, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek UZH), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

SOLA-Stafette. 8. Mai, Bucheggplatz, 07.30h

Veranstaltungsreihen

aki Classics

Klassische Konzerte im aki. 17. April, Oana Popescu u.a., aki Zürich, Hirschengraben 86, 19.00h

Klassische Konzerte im aki. 15. Mai, Oana Popescu u.a., aki Zürich, Hirschengraben 86, 19.00h

Das Judentum und die Wissenschaften

Orte und Paradoxien jüdischen Wissens in Zeiten des Wandels. 12. April, Yossef Schwartz (Tel Aviv University), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Die Haskala im Kontext der zeitgenössischen Wissenschaften. 26. April, Norbert Waszek (Paris VIII), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Kosmopolitismus des Wissens. Zum Wissensbegriff der «Wissenschaft des Judentums». 10. Mai, Andreas Kilcher (ETH Zürich), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Der Rufer aus Deutschland. Über die Rückkehr jüdischer Geisteswissenschaftler aus dem Exil. 17. Mai, Michael Brenner (LMU), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Die Sozialwissenschaft – was sie ist und was sie sein sollte

Ethnologie als Sozialwissenschaft. 1. April, Peter Finke (Ethnologisches

Seminar der UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Kritische Theorie. Die Idee einer Wissenschaft des Sozialen in praktischer Absicht. 15. April, Georg Kohler (Philosophisches Seminar der UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Zwischen Neurobiologie und Sozialwissenschaft: Was bedeutet «Sozialpsychiatrie» im Jahr 2010? 22. April, Paul Hoff (Psychiatrische Universitätsklinik Zürich), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Soziologie und Linguistik revisited. 29. April, Heiko Hausendorf (Deutsches Seminar der UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Moral in den Grenzen der Natur. Biologische Voraussetzungen für soziale Normen am Beispiel der Ethik. 6. Mai, Anton Leist/ Suzann-Viola Renninger (Ethik-Zentrum, Philosophisches Seminar der UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Die Psychotherapie braucht eine Theorie der Praxis. 20. Mai, Brigitte Boothe (Psychologisches Institut der UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Digitale Destabilisierung: Medienwandel durch Konvergenz

Destabilisierung des Werbemarktes durch Medienkonvergenz. 13. April, Martin Radelfinger (Leiter Business Development bei Goldbach Media), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Destabilisierung der Telekommunikation und Medienindustrie durch Konvergenz. 20. April, Felix Graf (COO bei Teleclub AG), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Welchen politischen Handlungsbedarf erzeugt das Internet?. 4. Mai, Hans-Jürg Fehr (Nationalrat SP), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

The Internet and the Emergence of a Fifth Estate: Disrupting the Media Realm. 11. Mai, Prof. William H. Dutton (Leiter des Oxford Internet Institute), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Netzneutralität und Internetentwicklung in den USA und Europa. 18. Mai, Prof. Johannes M. Bauer (Institute of Telecommunications, Information Studies and Media der Michigan State University), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Future Reloaded – Die Zukunftshaltigkeit der Wissenschaften II

Utopie und Vision in Wissenschaft und Technik. 20. April, Prof. Kay Axhausen, Prof. Andreas Pospischil, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Utopie und Vision in Wissenschaft und Technik. 18. Mai, Prof. Andrea Büchler, Prof. Wulfrid Rössler, Prof. August Schubiger, Moderation: Prof. Gerd Folkers, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Geister und Gespenster: Zugänge zu Anderswelten

Geister und Gespenster während der Han-Dynastie im alten China: Das Lunheng von Wang Chong (27–97?) als Quelle. 15. April, Prof. Dr. Nicolas Zufferey (Université de Genève), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Mangled Corpses, Ghoulish Hags, and Outcasts with Long Knives: Depictions of Ghosts in Mid-Edo Japan. 22. April, Prof. Dr. Hans Thomsen (Kunsthistorisches Seminar, UZH), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Höllenerichter, Dämonenbezwinger und korrupte Beamte: Darstellungen von Geistern in der chinesischen Malerei. 29. April, Dr. phil. Kim Karlsson (Kunsthistorisches Seminar, UZH), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Schatten der Seele, Geissel des Kriegs: Die Chimäre Nue im No und im Theater heute. 6. Mai, Prof. Dr. Stanca Scholzcionca (Universität Trier), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Heim-Suchungen: Geister als Signatur des Hongkong-Kinos. 20. Mai, Prof. Dr. Andrea Riemenschneider, Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Gemeinsamkeit im Alter

Leben mit einem demenzzkranken Partner – Kommunikation und Wohlbefinden. 21. April, Dr. phil. Melanie Braun (Lehrstuhl Sozial- und Gesundheitspsychologie, UZH), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Gemeinsame Aktivitäten als Schutzfaktor im Alter: Tanzen, Spielen, Musizieren. 5. Mai, Prof. Dr. rer. nat. Lutz Jäncke (Neuropsychologie und INAPIC), UZH, UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Ambivalenzen: Herausforderung für die Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. 19. Mai, Prof. em. Dr. Kurt Lüscher (Lehrstuhl für Soziologie, Universität Konstanz), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Hochschuldidaktik über Mittag

Leistungsnachweise berufsorientiert? Wissenschaftliche Kompetenzen in beruflichem Kontext. 14. April, Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak und Alexandra Arnold, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Simulation als «Quasi-Berufserfahrung»/Herausforderungen an eine Lernumgebung am Beispiel des MUN Model United Nations. 28. April, Yasmin Elnaggar und weitere Mitglieder des MUN-Teams der UZH, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Praktikum zwischen Wissenschaftlichkeit und Employability? Lernorte ausserhalb der Universität. 12. Mai, Dr. Birte Egloff (Goethe Universität Frankfurt), UZH Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Jacobs Center Kolloquium

Kulturelle Differenzierung und Benachteiligung: Junge Migrantinnen und Migranten im Übergang von der Schule in den Beruf. 22. April, Prof. Dr. Jan Skrobaneck (Soziologisches Institut der UZH), Schönberggasse 11, E-1, 12.15h

Risikofaktoren für Aggression in der Vor-Adoleszenz: Neuere Befunde aus dem Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern (z-proso). 20. Mai, Dr. Denis Ribeaud (Institut für Erziehungswissenschaft der UZH), Schönberggasse 11, E-1, 12.15h

Kolloquium des Zentrum «Geschichte des Wissens»

Nur für Kenner – Malereiexperten und ihr Gegenstand. 31. März, Prof. Dr. Isabelle Graw (Staatliche Hochschule für Bildende Künste Frankfurt), Moderation: Philip Ursprung, ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Geliebte Legitimation: Expertentum und Öffentlichkeit in der Etablierung der Agrarchemie. 14. April, Prof. Dr. Jakob Vogel (Universität Köln), Moderation: Harald Fischer-Tiné, ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Fachmann für dramatische Zuspitzung. Ein Bericht zum Experten im Klimawandel. 28. April, Prof. Dr. Harald Welzer (Kulturwissenschaftliches Institut Essen), Moderation: Michael Hagner, ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Die Macht des Wissens – wissenschaftliche Experten in der Politikberatung. 19. Mai, Prof. Dr. Peter Weingart (Universität Bielefeld), Moderation: Lutz Wingert, ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Öffentliche Vorträge des Paläontologischen Instituts und Museums

Die fossilen «Säbelzahnhirsche» aus dem Neogen Europas. 14. April, Dr. Loïc Costeur (Naturhistorisches Museum Basel), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Die Evolutionstheorie und die geologische Tiefzeit. 12. Mai, Prof. Wolfgang Maier (Universität Tübingen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Steuern und umverteilen

Taxation and Income Inequality: An International Perspective. 15. April, Dr. Gerlinde Verbist (Universität Antwerpen/OECD Social Policy Division), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Gerechte Verteilung des Wohlstands? Forderungen aus der Politik – Einsichten aus Steuerlehre und Steuerdaten. 22. April, Susanne Leutenegger Oberholzer (Nationalrätin, Muttenz), Prof. Dr. Bruno Jeitziner (Universität Freiburg/Eidgenössische Steuerverwaltung), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Mit Steuern steuern? Steuern zwischen Gerechtigkeit und Effizienz. 29. April, Prof. Dr. Lutz Wingert (ETH Zürich), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Umverteilung nach unten? Steuerpolitik und Armutsbekämpfung. Ansichten und Erfahrungen aus Forschung und Politik. 6. Mai, Caroline Knüpfer (Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe, Bern), Christian Wanner (Präsident Schweizerische Finanzdirektorenkonferenz, Solothurn), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

meine agenda



Gwendolyn Marx

Uni-Reform und Auswirkung auf Wissenschaft und Bildung

15. April, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 152, 9h
«Die Bologna-Reform ist in aller Munde, die Studierenden müssen sie schlucken. Als StuRa-Präsidentin erlebe ich die Reform und die Reform der Reform täglich selbst und gestalte sie im Sinne der Studierenden aktiv mit. Umso interessanter für mich, auch die Theorie zur Praxis kennen zu lernen.»

The Role of Omega-3 Fatty Acids in Children

26. April, Prof. Dr. Berthold Koletzko, Dr. von Hauner (Children's Hospital, Ludwig-Maximilians-Universität München), Kinderspital, Steinwiesstr. 75, KUE C-1 (Aufenthaltsraum), 16.15h

«Omega-3-Fatty Acids ... Omega-3-Fettsäuren? Was war das schon wieder? Ah! Da dümmert es mir so langsam, mein biochemisches Nebenfach-Halbwissen meldet sich zu Wort. Im gleichen Gedankengang fallen mir die unzähligen Frauenzeitschriften ein: War da nicht was mit Gehirnnahrung? Interessant! Vielleicht hilft allein schon der Vortrag meinen grauen Zellen ein wenig auf die Sprünge, meinem Englisch auf jeden Fall! »

Lernen, lernen und nochmals lernen – aber was, wo, von wem und wie? Forschung zu den Kontexten der Bildung von Kindern und Jugendlichen

10. Mai, Prof. Dr. Peter Rieker, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

«Welche Studierenden beschäftigt dieses Thema nicht? Mich als Psychologie-Studentin auf jeden Fall. Vielleicht bekomme ich beim Vortrag ein paar Tipps, was ich eigentlich schon als Kind hätte lernen sollen und jetzt immer noch falsch mache. Man lernt ja nie aus.»

Gwendolyn Marx studiert im

6. Semester Psychologie an der Universität Zürich und ist seit Januar 2010 Präsidentin des Studierendenrates der UZH (StuRa).

Wer bestimmt die Steuerpolitik in Europa? 20. Mai, Prof. Dr. Philipp Genschel (Universität Bremen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Weltwirtschafts- und Finanzkrise (Wissenschafts-historisches Kolloquium)

Finanzmarktkrisen in historischer Perspektive. 13. April, Prof. Dr. Peter Kugler (Basel), ETH, Rämistr. 101, G 5, 18.00h

Finanzmarktkrisen im allgemeinen Gleichgewicht. 27. April, Prof. Dr. Felix Kübler (UZH), ETH, Rämistr. 101, G 5, 18.00h

Ideen für einen stabileren Finanzkapitalismus – gestern und heute. 11. Mai, Prof. Dr. Joerg Baumberger, Universität St. Gallen, ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

Stimmt es, dass ...

... Frauen im antiken Rom keine Vornamen trugen?

Die römische Namenformel besteht in ihrer klassischen Form aus drei Gliedern, nämlich aus Praenomen (Vorname), Nomen gentile (Gentilname) und Cognomen (Beiname). Bekannte Beispiele sind Gaius Iulius Caesar oder Marcus Tullius Cicero. Dabei hat das Nomen gentile die Funktion eines Familiennamens und wird vom Vater an Sohn oder Tochter vererbt. Frauen behalten auch nach der Heirat den Familiennamen ihres Vaters. Der Beiname hingegen ist kein zwingender Bestandteil der Namenformel; es ist eine relativ späte und spezifisch römische Neuerung, die dazu diente, Mitglieder desselben Geschlechts, die den gleichen Vornamen trugen, zu unterscheiden. Notwendig wurde dies aufgrund des ausgesprochen kleinen Repertoires an Vornamen. In der späten Republik gab es nur achtzehn davon. Älter ist ein zweigliedriges System von Vor- und Familiennamen, das sich so nicht nur im Lateinischen, sondern auch in den übrigen italischen Sprachen sowie sogar im genetisch nicht verwandten Etruskischen findet.

Während bei römischen Männern der Vorname Bestandteil der offiziellen Namenformel war, benutzte man für Frauen im Allgemeinen bloss den Familiennamen, später ergänzt um den Beinamen. Ein aus der Literatur bekanntes Beispiel ist Ciceros Tochter: Ihr eigener Vater spricht sie in seinen Briefen mit Tullia an, zum Zeichen besonderer Vertrautheit auch mit dem davon abgeleiteten Kosenamen Tulliola. Einen Vornamen hat Tullia unseres Wissens nicht besessen. Diese Sitte findet sich nicht erst in republikanischer Zeit; bereits im 6. Jahrhundert wird die Tochter des Königs Servius Tullius schlicht Tullia genannt.

Ist die eingangs gestellte Frage, ob Frauen in der Antike keine Vornamen trugen, also zu bejahen? Nur bedingt. Eine einschlägige Studie führt 76 Belege weiblicher Vornamen auf kaiserzeitlichen Inschriften an. Das ist allerdings angesichts der enormen Zahl inschriftlich erwähnter Frauen, die in die Tausende geht, eine verschwindend kleine Menge. Ein Blick über Rom hinaus zeigt immerhin, dass in den Gebieten Italiens, in denen vor der Verdrängung durch das Latein andere italische Sprachen gesprochen wurden, weibliche Vornamen nicht ganz so selten sind.

Die Evidenz spricht also dafür, dass die gemeinitalische zweigliedrige Namenformel, bestehend aus Vor- und Familiennamen, ursprünglich auch für Frauen galt. Nun ist aber nicht zu bestreiten,



(Illustration Azko Toda)

dass die Verwendung weiblicher Vornamen in Rom weitgehend ausser Gebrauch kam. Dies gilt nicht nur für den offiziellen Bereich, sondern offenbar auch für den privaten, sonst wäre kaum erklärlich, dass Cicero seine eigene Tochter stets Tullia (beziehungsweise Tulliola) nennt. Für Frauen war das Führen eines Vornamens demnach nicht offiziell geregelt und somit fakultativ, während es bei Männern fester Bestandteil des Namens war.

Nur Männer mussten unterscheidbar sein

Der Umstand, dass römische Frauen bevorzugt nur mit dem Familiennamen angesprochen wurden, wird gemeinhin dadurch erklärt, dass die Frau im Gegensatz zum Mann nicht als selbstständiges Individuum behandelt wird. Während Männer, die am öffentlichen Leben Anteil nahmen, individuell unterscheidbar sein mussten, waren Frauen primär Angehörige einer bestimmten Gens, weshalb für sie die Verwendung des Familiennamens in der Regel genügte.

Tatsächlich finden sich ähnliche Erscheinungen auch in anderen Kulturen. So kommt es in altrussischen Quellen oft vor, dass Frauen nicht mit ihrem Taufnamen bezeichnet werden, sondern mit einem Namen, der von dem des männlichen Oberhauptes der Familie abgeleitet ist. Dies ist in der Regel bei ledigen Frauen der Vater (Patronym), bei verheirateten der Ehemann (Gamonym), bei verwitweten der verstorbene Ehemann oder der (älteste) Sohn

(Hyonym). So beginnt etwa ein Brief aus Novgorod aus dem frühen 14. Jahrhundert mit den Worten «Gruss von Jakob an Vasilij und an Vasilijevaja (das heisst Vasilij's Frau)», in einer Chronik heisst um 1200 die Witwe des Statthalters Zavid Nerevinic schlicht Zavizaja. Hierbei spielt wohl eine Rolle, dass sich der Status und die Rechte einer Frau aus der gesellschaftlichen Position ihres Ehemanns ableiten.

Ähnliche Phänomene sind aber auch aus der indischen Mythologie bekannt. So ist etwa eine Frauengestalt aus dem Epos Mahabharata als Draupadi, eigentlich «Tochter des Drupada», weitaus besser bekannt als unter ihrem eigenen Namen Krsna. Nach dem Ehemann ist etwa Indrapatni «Ehefrau Indras» benannt, nach dem Sohn Bharataprasu «Gebärende Bharatas». Diese mythologischen Frauengestalten werden also über ihre verwandtschaftliche Beziehung zu Männern definiert.

Töchter erhielten Nummern

Während nun die Benennung einer Römerin mit ihrem Familiennamen im öffentlichen Bereich offenbar genügte, brachte diese Sitte im Privatleben doch erhebliche Probleme mit sich, sobald ein Vater mehr als eine Tochter hatte – zumindest vor der Einführung von individuellen Beinamen. Zur Unterscheidung von Töchtern desselben Vaters wurden daher Namen geschaffen, die rein beschreibend sind. Sie bezeichnen in erster Linie die Reihenfolge der Geburt wie Maxima «die Älteste», Maior «die Ältere», Minor «die Jüngere» oder die von Zahlwörtern abgeleiteten Namen Prima «die Erste», Secunda «die Zweite», Tertia «die Dritte», Quarta «die Vierte». Solch beschreibende Namen dürfen aber nicht als echte Vornamen gelten, wie sie ein Junge am offiziellen Tag der Namensgebung acht oder neun Tage nach der Geburt erhielt. Es handelt sich vielmehr um Benennungen von rein praktischer Bedeutung, zumal ja Bezeichnungen wie Maxima oder Maior erst Sinn machen, wenn eine jüngere Schwester existiert, also erst im Nachhinein vergeben werden können.

Karin Stüber

Karin Stüber ist SNF-Professorin am Indogermanischen Seminar. Literaturhinweis: Karin Stüber, Thomas Zehnder, Ulla Remmer: Indogermanische Frauennamen, Heidelberg 2009.

Blick von aussen

Als ein Drittel aller Studierenden Russen waren

Sylvia Sasse (42) ist seit August Ordinäre Professorin für Slavische Literaturwissenschaft. Im Folgenden macht sie sich auf die Spuren der Russen in Zürich und berichtet, wie sie der Genius loci inspiriert.



Sylvia Sasse an der Plattenstrasse, die einst fest in russischer Hand war.

Meine neue Adresse: Plattenstrasse 43, Slavisches Seminar. Es heisst, die Plattenstrasse war Ende des 19. Jahrhunderts ganz in russischer Hand. An der Plattenstrasse 50 gab es eine Pension – die erste russische Studentenkolonie. Um die Ecke, Gloriestrasse/Pestalozzistrasse, wurde 1870 eine eigene russische Bibliothek mit Druckerei gegründet, in der die Schriften von Michail Bakunin gedruckt wurden. 1873 waren über 30 Prozent aller Studenten in Zürich Russen, von den studierenden Frauen sogar 95 Prozent! Ende 1873 hat die russische Regierung dann mit einem Regierungserlass die Studieren-

den unter Androhung von Strafe zurückbeordert. Zürcher Abschlüsse wurden danach nicht mehr anerkannt.

Heute lässt sich diese revolutionäre Atmosphäre nur mit viel Fantasie rekonstruieren, zumal das Slavische Seminar in einem Gebäude untergebracht ist, das eher an eine Sowjetplatte im Charme der Siebzigerjahre erinnert. Man könnte glauben, die gesamte Strasse sei danach benannt. Mein Büro ist im Souterrain, im Sommer kann ich durch ein Fenster ins Grüne treten. Kein Vergleich zum funktionalen Bürogebäude in Berlin. Hier Parterre und kurze Wege, dort fünfte

Etage und zwei Fahrstühle, in die sich zu Seminarbeginn alle Studierenden und Dozierenden gemeinsam hineinpressten. Die Seminare begannen in Berlin im Fahrstuhl-takt. Hier kommen alle ziemlich pünktlich. Hier haben die Professoren und Mitarbeitenden Schlüssel für alle Zimmer, in Berlin nur die Sekretärinnen. Hier Kaffeemaschine, dort Cafés ringsherum. In Berlin hat man sich für Monomaster entschieden, hier für Kombimaster. Bloss gut, denn Slavistik ist ein beliebtes Zweitfach. In Deutschland diskutieren meine ehemaligen Kollegen über den Unsinn der Exzellenzinitiative, hier über den Unsinn der Minarettinitiative.

Über die Filzkampagne der SVP diskutiert hingegen an der Uni keiner. Was würde man wohl sagen, wenn wir, wie 1873, 30 Prozent russische Studierende hätten? Auf dem Weg zum Bahnhof, im Fenster des Cabaret Voltaire, hängt ein Trost für alle deutschen Professoren: «Liebe deutsche ProfessorInnen, bitte lasst uns im Schweizer Filz nicht alleine. Schweizer Filz juckt.» Bei jedem Deutschlandaufenthalt zitiere ich diese Zeilen zur Demonstration von Schweizer Humor.

Der Geist der Plattenstrasse hat mich auf ein vor zehn Jahren bei Seite gelegtes Forschungsprojekt über die Rhetorik der Radikalisierung in der russischen revolutionären Kultur im 19. Jahrhundert gebracht. Ich bin froh, dass ich dies in Zürich nun inspiriert in Angriff nehmen kann.

Sylvia Sasse

Letztes

Cocktails

«Einen Planter's Punch Reloaded für die gnädige Frau.» Mit einem eleganten Schwung setze ich das stilvoll dekorierte Glas mit dem Meisterwerk moderner Cocktailkunst vor meiner Herzdame ab. Ihre Begeisterung hält sich in Grenzen: «Nein danke, mir ist noch schlecht von deiner letzten Kreation.»

«Mein Bloody Scottish Mary – der schmeckte doch spannend! Den Wodka durch Whiskey zu ersetzen war innovativ!» Meine Drink-Kritikerin verzicht ihr Gesicht. «Aber Ingwer – statt Tomatensaft ist nur furchtbar. Ich würde es geschmacklos nennen, aber das war es leider gar nicht.»

Beleidigt verteidige ich meinen neuen Zeitvertreiber: «Aber unsere Gäste haben meine Kreationen immer sehr genossen.» «Die waren doch nur höflich. Was glaubst du denn, warum unsere Freunde nur noch dann zum Essen kommen, wenn du nicht hier bist? Die haben schon regelrecht Angst vor deinen Experimenten.»

Entsetzt appelliere ich an ihre Loyalität. «Aber du hast doch bis jetzt meine Cocktails immer getrunken.» Sie schüttelt den Kopf. «Wenn ich ehrlich bin: nicht wirklich.» «Was hast du denn damit gemacht?» frage ich ratlos.

«Ich verwende sie zum Malen. Dein Wet Martini vermischt mit Zinnoberrot gibt eine schöne Erdfarbe und dein Champagnercocktail macht aus Kobaltblau ein wunderbares Türkis.»

«Du hast alle meine Cocktails zum Malen verwendet?», jammere ich, bereits verzweifelt. «Nein, nicht alle. Mit den Pastisdrinks reinige ich das Katzenklo. Das riecht nachher immer so gut.»

Thomas Poppenwimmer